Geo.u. 212-5

<366178478000135

<366178478000135

Bayer. Staatsbibliothek

Geo. U. 212

Abriß
der
Sitten und Gebräuche
aller Nazionen.

Oder
kurze Darstellungen
der
merkwürdigsten menschlichen Wohnplätze,
Beschäftigungen und Gewohnheiten
in
den fünf Theilen der Welt.

Fünfter Band.

Mit 17 Kupfertafeln.

Nürnberg, 1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Namen der fernerweitigen Herren Subskribenten.

Hanau.

Herr Heymann, Studiosus.

Hersfeld.

P. T. Hr. Duncker, General-Einnehmer.

Das Gymnasium daselbst.

Holten.

Herr Joh. Alex. Voß, Post-Expeditor.

Landau.

P. T. Herr Sterb, Kanonikus und Stadtpfarrer.

Offenbach.

Herr Böhm, Tobakfabrikant.

Paderborn.

Herr Becker, Rentmeister.

P. T. Herr Baron Harthausen von Lippspringe.

Herr Hütte, Einnehmer.

Rain.

P. T. Fr. Gräfin von Leibelfing, geborne Gräfin Sandizell.

Unterdonaukreis.

Herr Karl von Koppelle, k. b. Rentbeamter.
— Mich. Liebel, k. b. Landgerichts-Oberschreiber.
— Lor. Löschmann, k. b. Rentamts-Oberschreiber.
P. T. Herr Ant. Merckl, k. b. Landrichter.
— Franz. Poschiniger, k. b. erster Landgerichts-Assessor.

Inhalt.

Erste und zweite Tafel.

Sitten und Gebräuche der Altenburger. Fig. 1—7. S. 1.

Dritte Tafel.

Die Einwohner von Tunkin. Fig. 8—11. S. 25.

Vierte Tafel.

Die Dalarnen (Dalekarler.) Fig. 12. 13. 14. S. 33.

Fünfte Tafel.

Die Einwohner von Lao. Fig. 15. 16. 17. S. 45.

Sechste Tafel.

Die Juden. Fig. 18. 19. 20. S. 51.

Siebente und achte Tafel.

Die Finnen. Fig. 21—25. S. 97.

Neunte Tafel.

Die Turkmannen. Fig. 26. 27. 28. S. 117.
Die Ungern. Fig. 29. 30. S. 122.

Zehnte Tafel.

Die baierischen Hochländer. Fig. 31. 32. S. 133.

Die Ingusen. Fig. 33. 34. S. 144.

Eilfte, zwölfte und dreizehnte Tafel.

Die Provenzalen in Frankreich. Fig. 35—53. S. 149.

Vierzehnte Tafel.

Die Houzouanas. Fig. 55. 56. 57. S. 173.

Fünfzehnte Tafel.

Die spanischen Ansiedler in Peru. Fig. 61—64. S. 197.

Sechzehnte Tafel.

Die Kurillen. Fig. 65. 66. S. 207.

Die Kirgisen. Fig. 67. 68. 69. S. 213.

Siebenzehnte Tafel.

Die Aegypter. Fig. 70. 71. 72. S. 229.

1.
2.
3.

4
5

6
7

Die Altenburger.

Taf. I. Fig. 1 — 3. Taf. II. Fig. 4 — 7.

In dem vierten Bande meines Werkes hatte ich Gelegenheit, ein Gemälde von der Haushaltung der Wenden in der Oberlausitz zu entwerfen; ähnlich jenem, aber doch sehr wesentlich davon unterschieden, wird die Schilderung der Landleute in dem Altenburgischen seyn, womit ich diesen fünften Band beginne. Die Altenburger stammen von eben diesen Serben ab, welche wir als Stammesältern der Wenden kennen gelernt haben, sind also Slaven, östliche Asiaten, Ueberreste jener Völkerschaaren der Vorzeit, welche aus ihren heimischen Gegenden auswanderten, sich mit Kühnheit und Muth über andre Völker herwarfen, sie von Haus und Hof verdrängten, und, einzig von dem Rechte des Stärkern begünstigt, Besitz von den verlassenen Fluren nahmen. Ein nerviger, wohlgestalter Menschenstamm, der sich noch jetzt in den spätesten Enkeln auszeichnet, und zu den kräftigsten unter den Völkern, welche Deutschland bewohnen, gehört. Mit Lust durchwandert der Beobachter das Altenburger Land; an sich fruchtbar, verdankt es dennoch die vortreffliche Cultur der Felder, dem regen Fleiß dieser Fremdlinge, die noch jetzt, zwar nicht mehr wie ehedem durch so scharfe Grenzlinien,

aber doch noch sehr abgesondert durch Tracht, Sitten und Gebräuche von den Völkern, die an sie grenzen, wie isolirt in Deutschland dastehen. Der erste Eintritt in das Altenburgische ist daher für jeden Reisenden sehr auffallend. Zwar die serbische, wendische Sprache ist in dieser Gegend verschwunden, nur wenige Worte, besonders die Geschlechts- und Orts-Nahmen bezeugen noch ihre vormalige Gültigkeit, und diese hatte sie noch unmittelbar vor der Regierung des Landgrafen Friedrichs mit der gebissenen Wange; aber dieser vertilgte sie gleichsam bis auf den Keim, durch ein Gesetz, welches jeden, der Wendisch spräche, am Leben bestrafte. Nichts galt, was Wendisch war, kein Wende konnte zu Amt und Würde kommen, keiner in eine zünftige Handthierung treten. Mildere Gesinnungen nachfolgender Regenten haben diese allzuharten verdrängt, das Volk wäre sonst vom vierzehnten Jahrhunderte, wo Friedrich lebte, bis zu uns auf die letzte Spur ausgetilgt worden. Seltsam ist ein alter Haß der Serben in der Lausitz gegen ihre Stammesbrüder im Altenburgischen, er hat von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, und besteht noch heute; ein Grund davon wird aus den Geschichtsbüchern nicht deutlich, aber es ist wahrscheinlich, daß einst Altenburg der gemeinschaftliche Wohnsitz auch der wendischen Vorfahren war, daß dort das Volk allzu stark anwuchs, und die dadurch nothwendig gewordene Trennung, Ausstoßung eines Theils der Bewohner diesen so wehe that, daß sie nur im Groll abzogen, und Feindschaft gegen ihre Verdränger im Herzen bewahrten, und auf die Enkel vererbten. Von dem Hasse aller Serben gegen Deutsche sind auch die altenburgischen nicht frey; aber die Glut

erstirbt allmählich, ist da und dort ganz erloschen, da jetzt niemand sie anfacht, und unter der weisen, wohlwollenden Regierung der Fürsten aus dem Gothaischen Hause eine Grenzlinie von Vorzügen des einen vor dem andern gänzlich verschwunden ist. Die Bemühungen dieser Edlen, Geistesbildung zu verbreiten, und dadurch dem geachteten Landmanne den Genuß seines Wohlstandes zu sichern, sind in neuerer und der neuesten Zeit unverkennbar, und reich an Folgen, es schwinden Vorurtheile, die Vernunft siegt über den Aberglauben, und mehr und mehr schwindet auch in althergebrachten Gebräuchen alles, was an die Thorheiten der Altvordern des Stammes erinnert.

Mit einigen Abänderungen ist die Kleidung der Altenburger von den ältesten Zeiten her bis jetzt geblieben; durch keine Gesetze bestimmt, nur durch das Herkommen geheiligt, hat auch die Mode ihre Gesetze nicht unter diesen Landleuten gültig verbreiten können. Unter dem männlichen Theile des Volkes machen Stand und Alter keinen Unterschied in der Kleidung, wohl aber unter dem weiblichen. Knabe und Jüngling, Mann und Greis, Herr und Knecht, einer kleidet sich wie der andre, und schwarz ist bey ihnen die uralte Hauptfarbe der Kleidung. Tafel I. Fig. 1. schildert einen altenburger Landmann; sein Hut, jetzt von Filz, sonst von Leder, ist flach, mit einer Krempe versehen, die sich nach dem Kopfe zu ringsum gleich erhebt, und also eine Tiefe verursacht, und sonst ohne alle Verzierung. Bänder und Blumenschmuck spart der einfache Altenburger auf festliche Tage. Das Haar wird am Vorderhaupte glatt geschoren, im Nacken rund beschnitten. Das Hemde des Altenburgers zeichnet sich durch

einen aufrecht stehenden schmalen Halskragen aus, an dem die Kunst mit schwarzer Seide allerley leichte Schnörkel, fremden Schriftzeichen ähnlich, anbringt, auch wird er stets mit Sorgfalt geglättet. Der Kragen wird mit schwarzem Bande gebunden, und noch überdieß mit einer kleinen, zinnernen, oder auch silbernen Schnalle geschlossen. Ueber dem Hembe wird eine runde Weste getragen, die aber nicht vorn zugeknöpft, sondern an der linken Seite und Achsel durch Haften nnd Häkchen zugemacht ist. Am Halse und an den Armlöchern ist diese Weste weit ausgeschnitten, und mit ganz schmalen rothen Streifchen besetzt. Weite, schwarze, lederne Beinkleider werden durch den Hosenträger, die Hosenhebe, emporgehalten. Man verfertigt sie aus Leder von rother und schwarzer Farbe. Männer und Greise ziehen gewöhnlich die letztere vor, jungen Leuten gefällt die rothe besser. Soll sich die Hosenhebe durch Zierlichkeit auszeichnen, so muß an beyden Rändern feines weißes Leder vorstehen, das Ganze mit grüner Seide gesteppt, und vorn, auf dem Querstreifen an der Brust, des Besitzers Nahme entweder in Gold aufgebrannt, oder in Gold oder Silber gestickt seyn. Messingene Haken, oft schön gemodelt, halten die Beinkleider, welche unter den Knieen mit ledernen Riemen gebunden werden. Der Rock ist von schwarzem Tuch, mit grünem Flanell gefüttert, und wird mit Schlingen vorn zusammengehalten. Die ächte Altenburger Tracht verlangt Stiefeln, deren Naht vorn, und an der Spitze des Fußes ein Wulst angebracht ist, welcher den Fuß vor Schmerz bewahren soll, allein jetzt sind gewöhnliche Stiefeln üblich, und Schuhe bey den meisten nur eine Sommer-Fußbeklei-

dung. Sie werden mit Riemen zugebunden. Wer über Land geht, wird einen tüchtigen eichenen Stab, und den Kober nicht vergessen, den er an einem ledernen Riemen über die Schulter hängt.

Der Sommer heißt die Altenburger die Farbe ihres Rocks ändern; sie thun dieß recht grell, indem sie von der schwarzen zur weißen übergehen. Tafel II. Fig. 4. stellt einen Altenburger in diesem Sommerkleide, welches man die Weiße nennt, vor. Es ist von Tuch, ohne Naht, aus einem Stücke geschnitten, fest an dem Leibe anliegend. Die Aermel sind an der Achsel in Fältchen gelegt, so daß eine Pausche, wie an unsern Damenkleidern, sich bildet. Auf dem Rücken laufen beyde nahe zusammen. Nach der Hand zu verengt sich der Aermel, und ist dort mit Streifen von schwarzem Leder besetzt, die sich bis an den Ellbogen verlängern. Dieser Rock ist mit blaugestreifter Leinewand gefüttert, hat vorn herab eine Besetzung von Leder, und Schlingen statt der Knöpfe. Selten werden zu diesem Kleide Stiefeln angelegt; der Besitzer trägt es gleichsam zum Schmuck, und bekleidet daher Beine und Füße mit Strümpfen und Schuhen. Die Altenburger verfertigten sonst ihre Strümpfe aus feiner Leinewand, und wußten dieses Material geschickt dazu zu verwenden, aber in neuerer Zeit haben baumwollene Strümpfe jene fast verdrängt.

Das männliche Winterkleid ist ein schwarzer Schafpelz, auf den Achseln, an den Ellbogen, auf den Nähten und Aufschlägen mit Streifen von schwarzem Leder besetzt. Dabey dient ein kleines, schwarzes, ledernes Mützchen, mit schwarzem Pelz verbrämt, zum Schutz für den Kopf.

Der Altenburger ändert diese Kleidung nicht, ob er arbeitet, freyt, trauert, zur Kirche oder zum Tanze geht; nur bewahrt der Wohlhabende eine Kleidung von feinerem Zeuge für Ehren- und Freudentage. Ganz anders verhält es sich mit der Kleidung der Altenburgerinnen; diese ist nicht nur nach Stand und Alter verschieden, sondern es erfordert auch die hergebrachte Gewohnheit bey festlichen Gelegenheiten eine Kleiderveränderung. Taf. II. Fig 5. stellt ein altenburgisches Bauermädchen in der gewöhnlichen Haus- und Alltagstracht vor. Der eigene Kopfputz bedarf einer kurzen Erklärung. Die Haare sind in zwei Zöpfe geflochten, die auf dem Kopfe schneckenförmig gewunden, mit einer Mütze, die man das Nest nennt, bedeckt, und durch eiserne oder messingene Nadeln mit diesem zusammen und festgehalten werden. Dieses Nest besteht aus einem Strohbande, ungefähr zwey Zoll breit, oben mit Scharlach, Atlas, Sammt, oder Seide bezogen, auch wohl mit Flittern besetzt. Diesem Bande ist ein Rand von Pappe oder starkem Papier angefügt, so daß daraus Aehnlichkeit mit einem runden Schachteldeckel, von dessen Boden nur noch ein zwey Zoll breiter Zirkelrand übrig wäre, entsteht. Ein breites schwarzes Band, auf der Stirne mit zierlicher Schleife, dient mit zur Festhaltung dieses Kopfputzes. Er bewirkt zugleich ein glattes Anliegen der aufwärts gebürsteten Nackenhaare, so daß der Nacken völlig frey erscheint. Das kurze Leibchen mit kurzen Aermeln, der sehr kurze Rock, samt der eben so kurzen Schürze, Strümpfe und Schuhe erklären sich durch den Anblick von Fig. 5; des Mieders muß ich noch erwähnen. Es ist von Tuch, Manchester, Zeug, Seide, Baum-

wolle, kömmt in allen Farben vor, und wird durch einen Vorstecker, aus Pappe geschnitten, mit buntem Zeuge überzogen, noch ausgezeichneter. Man schnürt es mit buntem seidnem oder halbseidenem, auch baumwollenem Bande vorn über dem Vorstecker. Bey festlichen Gelegenheiten erhalten zwar diese Kleidungsstücke keinen andern Schnitt, aber sie sind aus feineren Stoffen gearbeitet, und von andern festgesetzten Farben. So die Schürze; sie darf an Ehrentagen nie anders als weiß seyn, bey Beerdigungen und zur Trauer ist sie schwarz, an Wochentagen und an Sonntagen brandroth. Diese leinewandene Schürze muß stets sehr gesteift seyn, und in vielen sauberen Fältchen liegen, sie wird gewöhnlich durch ein schwarzes (auch wohl rothes, bey weißer Schürze durch ein weisses) Band festgehalten.

Aber festliche Ereignisse erfordern festlichen Putz, und dieser fehlt den Altenburgerinnen nicht. Zwey Stücke sind besonders merkwürdig, das Hormt, und der Festmantel. Ich will von beyden eine Beschreibung geben. Das Hormt, das meine Leser auf dem Kopfe der Fig. 7. Tafel II. sehen, ist eine Mütze, aus Pappe, einem runden Schachtelrande nicht unähnlich, bodenlos, an der innern und äussern Seite mit rothem Damast bezogen. Die äussern Verzierungen machen sie sehr kostbar. Es sind daran dreyzehn silberne Platten, oder Blechstückchen reihenweise befestigt, auf denen sich je vier silberne Knöpfe mit Henkeln befinden, woran ringsumher 52 silberne, stark vergoldete Blättchen, wie Kirschblätter geformt, freyhängen. Jede Bewegung verursacht, durch Anschlagen dieser Flitter an die unterliegenden Blechstücke, ein, dem

altenburgischen Ohre angenehmes Klingeln, und im Sonnenstrahl glänzt die ganze Mütze so stark, daß kaum das Auge darauf verweilen kann. Hinten am Hormt sind zwey künstliche Zöpfe, gewöhnlich mit Werg ausgestopft und mit rothem oder grünem Sammtbande umflochten, in Halbzirkel-Form angebracht, und zwischen diesen steht, am Hormte befestigt, ein ganz kleines Kränzchen von Silberlahn, (mit grüner Seite verflochten, wenn die Trägerin Braut ist, mit rother, wenn sie Gevatter steht,) wie ein Fingerhut gestaltet, auch wohl mit einigen Glasperlen, und auf der Spitze mit einer Gewürznelke, die mit Goldschaum belegt ist, geschmückt. Hinten an dieser Mütze sind rothe seidene Bandschleifen angesetzt, deren Enden weit herab flattern. Ein Band von rother Seide oben am Hormt festgenäht, unter dem Kinn gebunden, hält diesen Kopfputz auf dem Kopfe fest Nur die Braut trägt, statt roth, grüne Bänder und Schleifen.

Das Hormt ist ein theurer Schmuck und kostet wohl funfzig Thaler, es bleibt daher stets ein Familienstück.

Der Mantel ist von schwarzem Tuche, und ein sehr mühsam verfertigtes und theures Kleidungsstück. Er reicht bis auf die Füße herab, ist vorn herab eine halbe Elle breit mit Scharlach besetzt, und hat in der Gegend der Brust, inwendig rund umher, blaue und weiße, oder grüne und weiße Dressen, abwechselnd, ist auch wohl inwendig an beyden Rändern mit Laubwerk und dem Nahmen der Besitzerin in Seide gestickt. Der Mantel wird nicht festgebunden, aber inwendig mit zwey tuchenen Henkeln versehen, worein die Trägerin die Hände steckt, um ihn festzuhalten. Auf der Rückenseite hängt ein Stück

weiße Leinewand mit Spitzen besetzt, wie ein schmaler Haarbeutel herab, zwecklos, aber fehlen darf es nicht. Tafel I. Fig. 2. 3. versinnlicht diesen Mantel. Unter 30 Thlr. wird ein solcher Mantel nicht geliefert, seine vielen kleinen Fältchen, das Sticken und künstliche Ausnähen daran erfordern eine mühselige Arbeit von mehreren Wochen, so daß der Verfertiger bey 10 Thlr. Arbeitslohn wenig erübrigt.

So viel im Allgemeinen von der Altenburger Tracht. Einzelnes berühre ich noch kurz bey der Beschreibung ihrer Feyerlichkeiten. Eine rühmliche Auszeichnung verdient überhaupt die Reinlichkeit dieses Volksstammes auch in der Kleidung; sie unterstützt und hebt vortheilhaft das gute Aussehen, welches den Altenburgern nicht abgesprochen wird Ihre Jünglinge sind häufig gar wohlgestaltet und von anziehender Gesichtsbildung, kräftig, ihre Männer kraftvoll, späte alternd; aber unter den Mädchen und jungen Frauen bemerkt man recht schöne Geschöpfe, von herrlichem Wuchs, feinen Zügen, und lebhaft zarter Hautfarbe, Gesundheit verkündend. Es sind größtentheils Blondinen, mit sprechenden blauen Augen, voll Körperfülle ohne alle Ueberladung.

Noch ehe ich die Verschiedenheiten der Frauenkleidung von der Mädchentracht angebe, will ich meine Leser zu einer altenburgischen Hochzeit führen, die zu den festlichsten Ereignissen auch bey diesem Volksstamme gehört.

Bey den Altenburgern wird das Heirathen so ziemlich kaufmännisch betrieben, dem jungen, ehelustigen Gutsbesitzer gilt reiche Aussteuer mehr als Schönheit, und

vorzüglich sieht er darauf, durch seine Ehe in eine gute, ächtaltenburgische Familie zu kommen. Er sendet einen Vertrauten an des erwählten Mädchens Aeltern, und nimmt eine abschlägliche Antwort ohne Groll hin. Der Freyersmann klopft an eine andere Thüre, bis er endlich den Bescheid findet, der Freyer mögte selbst kommen. Der geht dann, in Begleitung eines Verwandten oder des Braulwerbers, hin, und vergißt nicht den Kaufbrief seines Gutes mitzubringen, damit er den Zustand seines Vermögens beweisen könne. Da kömmt alles zur Sprache, was auf die künftige Verbindung Bezug hat das Heirathgut wird bestimmt, behandelt, man sucht das Schuldenwesen des Freyers zu berichtigen, kurz es wird gefordert und geboten hin und her, bis man entweder zum Ziele kömmt, oder unverrichteter Sache sich wieder trennt. Das geschieht denn auch ohne Groll. Geht die Sache, so hat der Freyer nach 14 Tagen das Jawort abzuholen. Aber im Raume dieser Frist bedenkt auch die Braut ihren Vortheil; sie besucht mit ihren Verwandten des Freyers Hauswesen, beschaut sein Feld, sein Vieh, sein Geräthe, Sachkundig, kurz sie beschaut ihn um und an. Ist ihr das Wesen nicht anständig, so sendet man dem Freyer am andern Tage einen Boten, der ihm abschlägliche Antwort bringt. Die Beschauung kostet den Freyer eine stattliche Mahlzeit, auch begleitet er gemeiniglich die Beschauerin nach Hause, ohne selbst mit ihr ins Haus zu gehen, und ohne sie überhaupt vor Ablauf der 14 Tage zu besuchen. Das Jawort holt er sich in Begleitung seiner nächsten Verwandten, und findet in dem Hause der künftigen Schwiegerältern auch der Braut nächste Verwandte bey-

sammen; von allen wird ihm nebst Handschlag ein Ja zu Theil, er übergiebt einen goldenen und einen silbernen Brautring, und durch Absingung eines geistlichen Liedes wird die Verlobung (Verlöbte, altenburgisch) beschlossen. Man schmaußt, und bestimmt fröhlich den Hochzeittag, und die Hochzeitgäste. Nun tritt der Hochzeitbitter in sein Amt; er geht von Ort zu Ort, und ladet die Gäste feyerlich. Tafel II. Fig. 6. zeigt ihn in seinem Amtskleide, das aber in den neuesten Zeiten viel an Auszeichnung verlohren hat. Ich habe, da die Zeichnung diesen Mann deutlich charakterisirt, nur einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Die Bänder am Hute sind von rother, blauer, grüner und weißer Farbe, aber wenn von den Aeltern der Braut, oder des Bräutigams eines oder das andre gestorbeu ist, so werden schwarze oder graue Bänder hinzu gefügt, und ihre Stelle ist bezeichnend. Fehlt der Vater der Braut, so ist das erste Band zur Linken schwarz, fehlt ihr die Mutter, so ist es an der nehmlichen Seite aschgrau, und nimmt die zweyte Stelle ein, und so finden gleiche Ordnungen und Farben statt an der rechten Seite des Hutes, wenn von des Bräutigams Aeltern eines oder beyde fehlen.

Oft sind hundert, ja hundert und dreyßig bis vierzig Gäste gebeten; jeder sendet Beyträge zum Schmaus an allerley Lebensmitteln; der Brautältern senden sogenannte Schüsselmägde umher, welche die Gaben auf einem Wagen zusammen führen.

Am Trauungstage sammeln sich alle Gäste, von nah und fern im Bräutigamshause, zu Wagen und Roß, finden Kuchen und Getränke für sie bereitet, und ziehen,

wenn die Braut in demselben Dorfe wohnt, mit Musik paarweise dahin; wohnt sie in einem andern Dorfe, so wird der Zug zu Wagen angeordnet, aber bey reichen, lebenslustigen Leuten pflegt man auch wohl eine Reiterei anzustellen, die nicht übel aussieht, viel Lust und Freude gewährt und ihre Ordnung hat. Oft sind 70 und mehr Männer auf stattlich geschmückten, bebänderten, mit silber- und goldplattirtem Sattel- und Riemzeuge versehenen Pferden dabey, und funfzig und mehr Frauensleute folgen in Wägen. Voran die Musikanten zu Pferde, dann der Hochzeitbitter allein vor dem Bräutigam, dem zwey Beyständе zur Seite sind, und nun Paar und Paar die Verwandten und Gäste. Nicht müßig sind dabey die Musiker, nicht müßig die Stimmen und Kehlen der Begleitenden; unentgeldlich wird in Dörfern, die der Zug berührt, Bier und Branntwein gereicht, in Wirthshäusern aber muß der Bräutigam die Zeche zahlen. So, wohl geordnet, kommen sie bey der Braut Hause an, und werden fröhlich bewillkommt. Nach eingenommenen Erfrischungen wird zur Kirche gezogen. Voran Musik, dann der Brautführer, dann die Braut im Brautschmuck und Mantel. Ihr folgt eine Verwandte, Brautmutter (aber nicht Mutter der Braut,) mit einem großen weißen Tuche voll Kuchen beladen, den sie rechts und links unter die Zuschauer vertheilt. Hierauf die Brautjungfern, Hormtjungfern, im Festkleide, Tafel II. Fig. 7. doch ohne Mantel; die übrigen weiblichen Angehörigen folgen. Nun wieder Musikanten, denen der Bräutigam mit dem Brautdiener und Beystande und allen männlichen Verwandten und Gästen paarweise nachfolgen. Bringt die Jahrszeit

Blumen, so werden Blumenbüschel in den Händen getragen. Bräutigam, und Beamte bey der Hochzeit schmücken die Hüte mit Sträußern und Kränzen, nach dem Rang verschieden, am meisten ist des Bräutigams Hut geschmückt. Während dem Zuge muß die Braut ein weißes Tuch vor das Gesicht halten, und thun, als ob sie weinte. Nach der Trauung geht der Zug in gleicher Ordnung zurück; freundlich wirft der Brautdiener in der Braut Nahmen Geld aus, der Bräutigam ebenfalls. Der Braut Vater bewillkommt die Zurückkehrenden vor dem Hause. Es läßt sich denken, daß die Bewirthung einer solchen Menge von Gästen gute Einrichtung und Ordnung erfordere, daher hat denn alles dabey sein Amt, seine Regel. Der Pfarrer mit seiner ganzen lieben Familie sitzt bey Tische oben an, der Schulmeister muß die Fleischspeisen zerlegen, der Hochzeitbitter hat die Kuchenkammer unter sich, für die Aufsicht des Schenktisches ist der Kellner da, den, so wie seine Untergebene, kleine blaue Schürzchen kenntlich machen, der Brautdiener gebietet über die Musikanten, alles Zusprechen, Anreden, alles was zur Belustigung dienen soll, ist in dem Amte des Hochzeitbitters begriffen. Die Gäste werden an Tische vertheilt, von denen jeder 16 Personen faßt; die Größe oder Pracht der Hochzeit wird nach Tischen berechnet. Welches Getümmel, welcher Wirrwarr, ehe sich 176 Personen an 11 Tischen unterbringen lassen, und welcher Lerm während der Mahlzeit; welches Hin- und Herrennen der Dienenden, um den Gästen alle Bequemlichkeit zu verschaffen; und dann erst welche Menge von Speisen

und Getränken, vier Tage lang, besonders bey fünf Hauptmahlzeiten, ohne den Genuß kalter Küche zum Frühstück, u. s. w. zu rechnen. Eine solche Feyer erfordert Muth und Geduld und Geld; die Berechnung des Bedarfs ist zum Erschrecken. Kronbiegel in seinem Buch über die Sitten der Altenburger giebt eine solche Uebersicht, die ich hier benutze. Auf eilf Tische werden gerechnet eilf Scheffel Weizen zu Kuchen, 5½ Scheffel Korn zu Brod, 330 Pfund Fische, 66 gebratene Gänse, 22 Hühner, ohne Rindfleisch, Kälberbraten und Schweinebraten in Anschlag zu bringen. Würste, Butter, Käse, Sallate, Obstmus, eingelegte Obstsorten dienen als Zugemüße. An Bier wird 5 bis 6 Viertel, an Branntwein 2 bis 3 Eimer verzehrt. Bräutigams- und Brautvater sind nie oder doch nur selten mit am Tische. Beym Braten bieten erst der Schulmeister für die Kirche, sodann der Hochzeitbitter, die Köchin, der Kellner, die Schüsselwäscherin, die Bettmagd, die Musikanten, Teller an den Tischen umher, und empfangen willkührliche Gaben von den Gästen. Der Theilkuchen beschließt auf jedem Tische das erste Gastmahl, es sind acht große Kuchen über einander, der untere ist der dickste, und jeder Gast am Tische erhält einen Theil, den er entweder nach Hause schickt, oder sonst verspendet.

Nach aufgehobener Mahlzeit wird der Braut der Mantel abgetanzt. Mit dem Brautdiener beginnt sie noch im Mantel den Tanz, den zweyten eben so mit dem Beystande, bey dem dritten, jetzt erst mit dem Bräutigam läßt sie den Mantel frey, den ihr der Brautdiener abnimmt. Nun geht die ganze Versammlung in die eigent-

liche Tanzstube. Dort geht es nun gar lustig zu, und alles ist guter Dinge. Tief in der Nacht entfernt sich der Bräutigam, und erwartet die Braut in der hochzeitlichen Kammer; sie wird ihm unter lermender Musik feyerlich zugeführt. Tanz und Spiel unterhält die übrigen Gäste die Nacht hindurch, und wenn endlich alles übersatt von Genuß nach Ruhe sich sehnt, so lagert sich jedes ein, wo es Platz findet, und oft ist das ganze Dorf mit fremden Gästen besetzt. Zu neuen Freuden weckt die folgende Sonne, zu neuen Gelagen, und dieser Tag zeichnet sich besonders dadurch aus, daß an ihm dem jungen Ehepaar Geschenke gereicht werden. Die Braut hat nun eine seidene Frauenhaube auf, und drüber das Hormt. Nach der Mahlzeit ermahnt der Hochzeitbitter die Gäste zur Schenkung an das junge Paar. Beyde sitzen hinter einem Tische, an und um welchen alle Geschenke aufgestapelt werden. Es geht dabey nach der Reihe und nach der Ordnung der Verwandschaft, und das junge Paar ist endlich von mancherley Geräthschaften in Zinn, Kupfer, Silber, Betten, Schreinwerk, u. d. g. so eingeschlossen, daß man es kaum noch gewahr werden kann. Diese Schenkungshandlung währet 2 bis 3 Stunden, und zwischen derselben wird Musik gemacht, auch werden geistliche Lieder gesungen. Baar Geld gehört nicht dem jungen Paare, sondern dem Hochzeitvater. Die junge Frau hält während des Schenkens ein weißes Tuch vor die Augen, und dankt nebst ihrem Mann durch einen Handschlag; jedem Schenkenden wird hierauf vom Hochzeitbitter ein Glas Bier und vom Beystande ein Stückchen Kuchen gereicht. Tanz und Lust treten hierauf wieder in

ihre Rechte und wechseln mit Schmausereyen ab, bis am dritten Tage sich schon mehrere von den Gästen, am vierten aber alle entfernen, ausgenommen die nächsten Verwandten, die noch am Sonntage das junge Paar in die Kirche begleiten. Wo noch altaltenburgisch gelebt wird, geht es auf die beschriebene Weise her, wo alte Sitte aber schon etwas lauer behandelt wird, fallen häufig viele von diesen Ceremonien weg und mit ihnen viele lermvolle und beschwerliche Auftritte.

Aber noch bis zum Neumonde weilt die junge Frau mit dem Mann in der Aeltern Hause, das sie erst alsdann unter neuen freudigen Gebräuchen, die ihr den Abschied erleichtern sollen, verläßt. Ein großer Theil der Hochzeitgäste findet sich zur Heimfahrt (altenburgisch Heemfuhre, Heemfahrt, Eizuck) ein, und begleitet das junge Paar zu Roß und Wagen. Alle Geschenke vom Hochzeittage her, und die ganze Aussteuer werden auf einen grossen Wagen künstlich gepackt, und dieser Kammerwagen fährt vor dem Wagen der Braut her. Die Ankunft in der neuen Wirthschaft veranlaßt neue Schmausereyen, doch bleibt nun der Tanz weg, und am andern Morgen verlieren sich die Gäste.

Die altenburgische Hausfrau, besonders in großen Gehöften, hat viel zu thun, doch besteht ihr vorzüglichstes Verdienst in guter und genauer Aufsicht über das Innere des Haushalts, indessen der Mann dem Felde die möglichsten Nutzungen abzugewinnen sucht. Sonst, (und da und dort gilt es noch jetzt,) waren die altenburgischen Bauerfrauen als Muster guter Wirthschafterinnen berühmt, man will aber heut zu Tage bey dem unaufhalt-

baren Eindringen des Luxus selbst in diese sonst so einfachen Landwohnungen, Beyspiele vom Gegentheil bemerken, die sonst zu den größten Seltenheiten gehörten. Wenn Kronbiegel, in dem oben angeführten Buch über die Altenburger, Recht hat, daß diese jetzt „mit italienischen Leckereyen, Schweitzergebacknem, und Confect, Liqueur, Punsch, Chocolade und dergleichen durch den Luxus geschaffenen Bedürfnissen," vertraut sind und je mehr und mehr vertrauter werden, so wird freylich auch der Nachglanz alter, goldner Zeit, der sich bis jetzt erhielt, bald ganz verschwinden, eine neue Lebensweise wird die Weise der Ahnen verdrängen, ohne daß der innere Wohlstand durch äussern Glanz neue Stützen erhielte.

Die Geburt eines Kindes wird von den Altenburgern festlich begangen. Es werden Gevattern und zum Taufschmause zahlreiche Gäste gebeten. Oft laden die Aeltern zu diesem Gastmahle das ganze Dorf, reich und arm. Der Taufschmaus heißt Kinderkirmse (im altenburgischen Dialekt Kengerkärmse, Wuhlläben). Die Tracht der Gevatterin, welche das Kind aus der Kirche zurück tragen darf, stellt Tafel I. Fig. 2. vor. Ausser dem Ehrenmantel, weißer Schürze und schwarzen Feststrümpfen, trägt sie eine hohe Mütze auf dem Kopfe, die mit einem weißen Schleyer künstlich umwunden ist, dessen Windungen meine Leser auf Tafel I. Fig. 3. deutlicher sehen. Er umschließt das Kinn und den Nacken. Aber ausgezeichnet wird die Gevatterin durch ein blaues schweres Stück Seidenzeug, mit goldnen Spitzen und Franzen besetzt, welches oben am Mantel befestigt ist und dazu

dient, das Kind darunter zu tragen. Mädchen ziert auch bey Gevatterschaften das schimmernde Hormt, und nur in Trauer tragen auch sie die Schleyermütze. Nur an der Mütze, oder dem Häubchen, mit einem bunten Tuch umwunden, dessen oft mit Blumen gestickte Zipfel hinten weit abstehen, und an längeren Röcken und Schürzen unterscheidet man die Frauen der Altenburger von den Mädchen, auch ist jenen das Tragen eines weißleinwandenen Tuches eigen, das sie aufgerollt überall bey sich führen, und welches so groß ist, daß die ganze Gestalt sich drein hüllen kann. Es hat handbreite Franzen zur Zierde, und mag wohl Ueberrest des großen Schleyers seyn, welchen die Wohlstandsgesetze bey mehreren asiatischen Völkerschaften den Frauen auflegen, also auch noch ein Denkmal alter Zeit und Stammessitte.

Der Altenburger ist ein vortrefflicher Landbauer. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen ihn vorzüglich, und besonders hochgeschätzt sind die Erzeugnisse seines Bodens. Die Gesetze des Landes verhindern die Vertheilung der größern Güter in kleinere, und nicht der Erstgebohrne, sondern der jüngste Sohn wird Erbe des Gutes. Er muß Brüder und Schwestern entschädigen Hat der Vater das sechzigste Jahr erreicht, und der jüngste Sohn das einundzwanzigste, so muß ihm jener das Gut abtreten, und erhält dafür bestimmte Abgaben an Geld und Erzeugnissen des Gutes, die hinreichen zu seinem bequemen und ruhigen Leben im Alter. Auch der Mutter wird eine solche Abgabe, (man nennt es den Auszug,) festgesetzt. Aeltere Brüder, oder Schwestern des neuen Gutsbesitzers dienen diesem nun entweder als Knechte und Mägde, oder suchen

Glück und Dienst anderwärts. Aeltere Söhne von guten Familien bemühen sich in andern, wo keine Söhne sind, und also Töchter erben, durch Heirath anzukommen.

Zu den Hauptvergnügungen des jüngern Theils der Altenburger gehört der Tanz, den sie leidenschaftlich lieben. Gleiche Rechte an sie hat der Gesang, und überall, wo sich Frohsinn äussern kann, wo er dazu dient, Arbeit und Beschwerde zu versüßen, läßt sich Gesang hören. Man kann nicht leicht frohere Menschen sehen, als die Altenburger. Mögen die Sorgen des Lebens gegen das fröhliche Herz anstürmen, es hat keinen Raum für sie, und ungeachtet der düstern Kleidertracht im Aeussern ist alles licht und helle im Innern. Sind in der Schenke mehrere bey Musik versammelt, wo der Bierkrug häufig geleert wird, so bestellt einer und der andre eine Runda, auch Hauterie genannt, eine Gesang- und Tanzweise, die ihrer Einfachheit ungeachtet so viel Anziehendes für diese Leute hat, daß sie alle Beine zum Tanze hebt, und alle Kehlen zum Mitgesange öffnet, eine Art von Vivat, ein Tusch, die aber hier nicht einer dem andern, sondern der Bestellende sich selbst zur Ehre darbringt. Sonst war, und noch in neuern Zeiten, der Rumpuff ein sehr beliebter altenburgischer Nationaltanz, uralt, ächt slavischer Erfindung, keiner hörte und sah ihn ohne Mitgefühl; aber jetzt hat ihn die Mode verdrängt, er hat französischen, englischen, schottischen Tänzen den Platz geräumt. Das Kegelschieben ist ein beliebtes Spiel der altenburger Bauern, neuerlich aber haben Karten mehr als je Reitz für sie erhalten, und man behauptet, daß oft sehr

hoch bey ihren Trinkgelagen und Gesellschaften gespielt werde.

Die Jahrmärkte in der Hauptstadt dienen dem jungen altenburger Landvolke zur großen Belustigung. Bursche und Mädchen wandeln, festlich geputzt, schaarenweise in die Stadt, versammeln sich in den Bier- und Weinhäusern, und tanzen und juheyen; Paar und Paar gehen sie auf dem Markte, und der junge Bauer kauft dem Mädchen Zuckerwerk zum Jahrmarkt. Gebräuchlich ist dabey die Galanterie, der Schönen das erste Stückchen in den Mund zu stecken, die übrigen in den Brustlatz zu werfen, und hat sie das Jahrmarktgeschenk angenommen, so darf der Bursche sie des Abends nach Hause begleiten. Aufmerksame Aeltern verstatten selten ihren Töchtern, ohne Aufsicht dergleichen Jahrmärkte zu besuchen, denn oft hat bey den einsamen, nächtlichen Begleitungen Zügellosigkeit die Vernunft bethört, und Kummer über ganze Familien verbreitet. Nicht räthlich ist es, wenn sich junge Bürger aus der Stadt an Kirchweihfesten auf dem Lande in altenburgische Tanz-Gesellschaften einzumischen wagen; selten kommen jene (der Altenburger nennt sie Bürgerkärle) mit heiler Haut davon. Die Kirchweihfeste dauern vom Montag bis zum Donnerstag, und der Bauer muß seinen Knechten und Mägden in diesen Tagen Freyheit lassen, sich mit Tanz und Spiel zu ergötzen.

Wer die Altenburger beobachtet, wird häufig ausgezeichnete Verstandeskräfte finden, und eine Lust am Wissen, die bey vielen in Vielwisserey ausartet. Mancher erhält in den jetzt allgemein gut eingerichteten Schulen

Freude am Lesen zur Ausbeute, und es giebt altenburger Bauern, welche ansehnliche Büchersammlungen besitzen, und der Ausbildung durch Lesen ihre freye Zeit widmen. Es giebt unter diesem Landvolke geschickte Clavierspieler und Violinisten, und zu künstlicher Handarbeit, die Nachdenken erfordert, sind manche wohl aufgelegt, in Handwerkern gute Meister. Mehrere altenburger Bauernsöhne haben sich als Prediger und Gelehrte ausgezeichnet.

Ein festes Zusammenhalten, ein wirksamer Gemeingeist charakterisirt dieses Volk. Bey entstandenen Streitigkeiten mit Fremden wagt jeder für den andern alles; trifft Brandschaden oder andres Unglück einen altenburger Landmann, aus allen Gegenden wird ihm Hülfe zugesandt, jeder eilt, ihm dem erlittenen Schaden vergessen zu machen. Ihren Fürsten und ihr Vaterland lieben die Altenburger sehr, und opfern sich willig für sie auf; als Soldaten haben sie den Ruhm der Tapferkeit und des besonnenen Muthes stets behauptet; aber eben dieser Muth, eben diese Unerschrockenheit sind es oft, welche selbst ihre Freudenfeste in Trauerscenen verwandeln. Wenn bey Hochzeitgelagen Männer, die einander wegen alten Unrechts hassen, zusammentreffen, so wird oft der Tanzsaal in ein Schlachtfeld verwandelt. Es giebt Kirchspiele, in denen der Haß der Eingebohrnen des einen gegen die des andern unauslöschlich scheint, und nur der geringsten Veranlassung bedarf, um jeden Augenblick in offene Fehde auszubrechen.

Ueberhaupt bezeichnete man sonst einen recht groben, störrischen Menschen mit dem Nahmen eines altenburger

Bauern, und vielleicht nicht mit Unrecht, aber wenn man in neuern Zeiten alle Altenburger, oder auch nur die Mehrheit als grobe Leute verrufen wollte, würde man in der That eine große Ungerechtigkeit begehen; jenes altväterliche massive Betragen, jene angestammte Grobheit hat sich jetzt größtentheils verlohren, das Zeitalter hat die Sitten abgeschliffen. Eben so verschwindet auch mehr und mehr der alte Haß des Bauervolkes gegen die Bürger in den Städten.

Ehrlichkeit und Gastfreyheit sind schöne Züge im Charaktergemälde der Altenburger, auch wiegen sie leicht andre weniger günstige auf.

Ihre Sprache verräth, wie ich oben sagte, die Slavische Abstammung nur noch in gar wenigen Worten. Die Ursache gab ich dort an; was sie jetzt sprechen, ist eine verdorbene hochdeutsche Mundart, an deren Verbesserung verständige Schullehrer wirksam arbeiten. Man hat Gedichte im altenburger Bauern-Dialekt geschrieben, welche ungefähr so lauten:

Hans. Half Gutt,, bald hätt ich auch verkannt,
Su hurt ihrg angedunnert.
Wu kummt ehr denn schien hargerannt,
Dos hut mich längst verwundert.
Du, Melcher, hast de Weiße ah,
Un Liese's gute Meder,
Dos muß was zu bedeuten ha,
Denn s sinn die Suntigs Kleder.

Melcher, I! harzer Hans, ich kann ders sah,
Mer kummen von der Redutte:
Ih sähte nächten meiner Frah,
Die kene Ruhe hutte,

Kum, harze Liese, heute hun
De Bårger gruße Sache.
E sittches hun mer lange nuu
Gewollt emol met mache.

Dieß wenige von der Sprache. Es ist mir noch übrig, dieser Skizze einiges von den Gebräuchen der Altenburger bey der Beerdigung ihrer Todten hinzuzufügen. Der Todte wird in weißem Sterbekleide in den Sarg gelegt, aber die Kopfbedeckung zeigt, ob er ledig, oder verheirathet war. Der verheirathete Bauer trägt das kleine schwarzlederne Winterpelzmützchen, die Bauerfrau die große Haube mit dem Schleyer umwunden, unverheirathete Mannspersonen liegen mit entblößtem Kopf, Mädchen mit der kleinen Mütze, die das Nest heißt, im Sarge. Häufig wird der innere Rand des Sarges mit künstlichem Laubwerk und Blumen besteckt, so daß der Todte wie in einer Umzäunung von Grün zu liegen scheint; einen Blumenstrauß mit einer Citrone bekömmt jeder in die Hände, und auf der Citrone stehen, mit schwarzen Trauerstecknadeln eingestochen, die Nahmenszüge des Verstorbenen. Der Hochzeitbitter ist nun der Leichenbitter, und ladet die Verwandten und Freunde ein, dem Begräbniß beyzuwohn. Wird der Verstorbene feyerlich begraben, so hält der Pfarrer im Trauerhause vor dem geöffneten Sarge eine Abdankungsrede. Er nimmt seinen Platz mit dem Schulmeister und der Trauer-Versammlung auf der Heiste, welches die im innern Hofraum um die Gebäude hinziehende, vier Ellen breite, Erhöhung ist; die Leiche im geöffneten Sarge steht unter freyem Himmel in dem tieferen Hofraume, welcher die Düngerstätte ausmacht. Nach Been-

digung dieser Rede wird der Sarg geschlossen, und unter Gesang von Trauerliedern auf den allgemeinen Begräbnißplatz getragen. Die männlichen Verwandten und Freunde folgen. Nach der Beerdigung wird der Versammlung eine Mahlzeit in dem Trauerhause gegeben, gemeiniglich aus Rindfleisch mit Meerrettig, Fisch und Braten, auch wohl Schweinefleisch mit Reis. Bier und Branntwein fließen auch dabey voll auf. Kuchen giebt es nicht beym Trauermahle. Schwarz ist die Farbe der Trauer; die Männer vermeiden es, so lang sie in Trauer sind, den weißen Rock anzulegen, und umwinden den Hut mit einem Flor. Frauen bezeugen ihre Trauer durch die große Schleyerhaube. Der Schleyer ist weiß, die Haube von schwarzer Seide geklöppelt, und ein Theil davon hängt hinten am Nacken über jenem, obenbeschriebenen weißen Stückchen Leinewand, wie ein schwarzes Säckchen herab. Tafel I. Fig. 3. macht diesen Trauerkopfputz deutlich.

Alle altenburger Bauern, keinen ausgenommen, sind Lutheraner, und gehören durchaus zu den eifrigsten dieser Confession.

Sie standen sonst in dem Rufe des tiefsten Aberglaubens, allein den besseren Bildungs-Anstalten, welche sie der Sorgfalt ihrer weisen Regenten verdanken, gelingt es mehr und mehr, die noch übrigen Spuren alten Wahns gründlich auszurotten.

8.
9

11
10

Die Einwohner von Tunkin.

Tafel III. 8 — 11.

Tunkin gehört zu den fruchtbarsten Gegenden der Erde. Hohe, felsige Gebirge trennen es gegen Norden von China, westlich grenzt es an das Königreich Lao, das Meer bildet an der südlichen Grenze einen durch Klippen und Untiefen verrufenen Meerbusen. Flach und sumpfig ist die Küstengegend. Das ganze Land mag der Länge nach 80, in seiner größten Breite über funfzig deutsche Meilen messen. Domea, Longkoy und Rokbo heißen die Hauptflüsse des Landes. Ohne von allzugroßer Hitze beschwert zu werden, findet man in Tunkin alle Segnungen eines warmen Clima, alle Südfrüchte gedeihen in Ueberfluß. Reis ist ein Hauptprodukt. Palmen, Orangen, Brodfruchtbäume, Zuckerrohr liefern Nahrungsmittel in Menge, Baumwolle und Seide geben den Stoff zu der Bekleidung der Bewohner. An nützlichen Hausthieren ist Ueberfluß, und mancherley jagdbare Thiere wohnen in den Wäldern und Bergthälern des Landes. Fische liefern die Flüsse, Seen, und das Meer reichlich.

Die Einwohner von Tunkin sind nicht klein, häufig über das mittlere Maaß hinaus, und wohlgestaltet; ihre Haut, welche sich glatt anfühlt, ist wenig dunkler als die Haut südeuropäischer Völker. Der Bart wächst sparsam,

und wird größtentheils beschoren. Die Kopfhaare werden von allen Seiten gegen den Wirbel zu zusammen gestrichen, und dort in einen Knoten gebunden, dessen Zipfel hinten überhängen, nur Vornehmen ziemt es, den Kopf mit einer Mütze zu bedecken, auch Priestern ist diese Kopfbedeckung erlaubt; sie bringen dabey einigen Schmuck an, lassen ihr Haar flatternd den Rücken hinabhängen, und schmücken die Mütze mit bunten Knöpfchen und kleinen Glöckchen, welche den Besitzer vom Weiten verkünden. Einige Reisebeschreiber behaupten, es sey bey den Einwohnern von Tunkin gebräuchlich, aus Achtung gegen Höhere den Haarbüschel am Scheitel aufzulösen, und die Haare flattern zu lassen.

Die Kleidung des gemeinen Mannes ist ärmlich; sie besteht aus einem Stück Zeuge, das um die Hüften gewunden, und zwischen den Lenden durchgezogen wird, der ganze übrige Körper bleibt nackend. Aber reiche Leute und Staatsbeamte halten eine so spärliche Bekleidung nicht für schicklich und schweifen aus, indem sie den Körper mehr beladen als bedecken. Weite lange Beinkleider, eine am Hals anschließende Weste, und drüber ein langes Schlafrockähnliches Gewand sind bey dieser Volksklasse am meisten üblich. Dieser lange Rock hat sehr weite lange Aermel, und oft werden mehrere dieser Art über einander angezogen. Den Leib umgürtet eine Binde, und diese langen Röcke werden über einander geschlagen, und mit Bändern an der rechten Seite gebunden, gerade verschieden von der Gewohnheit der Chinesen, welche ihre Kleider an der linken Seite mit Haken oder Knöpfchen schließen. Bey den Einwohnern von Tunkin hat es in Ansehung dieser Gewohnheit den Schein, als ob sie alle links wären. Strümpfe und Schuhe sind in Tunkin nicht im

Gebrauche, nur ausgezeichnet vornehme Personen können in Pantoffeln erscheinen. Man hat Kleider von allen Farben, weiß ist die gemeinste, aber schwarz ist Staatsfarbe. Seidenzeuge sind in Tunkin minder hoch geachtet als feine Leinewand, ihr Preis ist weit höher als der Preis aller Seidewaaren.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen in Tunkin ist einfach, ein langes Hemde, am Halse fest anschließend, und bis auf die Füße herabgehend, gewöhnlich von dunkler Farbe, drüber ein überaus großes Stück Zeug, welches die ganze Gestalt völlig einwickelt, von weißer oder doch heller Farbe. Aber was sie besonders auszeichnet, diese schlanken, und doch rundlichen Bewohnerinnen von Tunkin, ist ein außerordentlich großer Hut, der das Gesicht ganz in Schatten setzt, und völlig die Stelle eines Schirmes vertritt. Tafel III. Fig. 10. ist mit diesem großen Hute abgebildet; man sollte ihn für recht schwer und lästig halten, allein er ist es durchaus nicht, sondern auf eine so geschickte Weise aus Schilf und andern Pflanzentheilen geflochten, daß er, seiner Trotteln und Verzierungen ungeachtet, den Kopf nie drückt. Auch in diesem Lande schmücken sich Frauen und Mädchen gern, sie tragen goldene Ringe an den Ohren, und Armringe von eben diesem Metall, schminken sich, salben die Haare mit wohlriechenden Oelen, pflegen ihre Nägel an den Fingern sorgfältig, lassen sie wachsen, und färben sie roth. Man hält in Tunkin einen fetten Wanst für schön und ehrwürdig, und der Wohlhabende wendet alles an, um sich diese Zierde zu verschaffen. Er genießt viele und fette Speisen, und hütet sich, so viel er nur kann, vor Bewegung und Arbeit; in träger Ruhe schleichen seine Tage hin, er sucht seine Hand-

lungen so einzurichten, daß sie wenigstens seiner Ruhe nicht gefährlich werden.

Der gemeine Mann ist arm, vom Mächtigen gedrückt; er lebt daher einfach, besonders von Reis, Wurzeln und Gemüsearten, aber der Reiche besetzt seinen kleinen, von farbigen Firnissen glänzenden niedrigen Tisch mit gar mancherley Gerichten, worunter mehrere sind, für deren Genuß meine Leser höflich danken würden, so das rohe Rindfleisch, rohe Fische, noch fast lebend, frisches Blut, vielleicht würden sie auch das Elephantenfleisch verschmähen, welches zu den Leckerbissen der dortigen Schwelger gehört. Auch die Nester von einer Schwalbengattung, zu deren Bau mancherley würzhafte Pflanzentheile verwendet sind, gehören in die Reihe der Schüsseln, welche den Tisch der Reichen besetzen. Statt frischer Butter wird Oel und Schmalz an die Speisen gethan, um sie fett zu machen. Fleischspeisen zerschneidet der Koch, noch ehe sie aufgesetzt werden, in kleine Würfel, bey Tische ist daher nur eine elfenbeinerne Gabel gebräuchlich. In Schüsseln von Porcellän werden die Speisen aufgetragen. Thee ist in Tunkin gemeines Getränke, auch wird fleißig Arrak getrunken; die Theestaude gehört zu den Nutzpflanzen des Landes, und der Reis liefert den Arrak. Den Anbau des Reises befördert ein großer Theil des Landes, der an sich niedrig und feuchte liegt, oder die Kunst hat ihn durch Anlegung von Wässerungs-Kanälen zum Reisbau tauglich gemacht. Sein Ertrag ist überaus ergiebig und täuscht selten die Erwartungen des Pflanzers.

Fischfang und Jagd sind auch in Tunkin nützliche Nahrungsquellen. Die Einwohner gelten als gute Schützen theils mit Pfeil und Bogen, theils mit Schies-

gewehren, denn sie kennen den Gebrauch auch dieser Waffen, die sie, zwar in keiner Vergleichung so gut wie Europäer, selbst zu schmieden wissen; auch die Verfertigung des Pulvers ist ihnen kein Geheimniß. Ueberhaupt stehen die Bewohner von Tunkin auf einem gewissen Grade von Cultur, der sie weit von wilden oder halbwilden Völkerschaften absondert, und ziemlich in eine Reihe mit den Chinesen stellt. Von diesen, und mit diesen gemeinschaftlich, ist ein Theil jener Bildung von den Bewohnern Tunkins erreicht worden. Ihre Handwerker liefern alles, was der Bedarf im Lande erfordert, und in ihren Webereyen wird Leinewand aller Art, werden Kattune und Seidezeuge verfertigt, man findet Bildschnitzer, Mahler, Lackirer, Vergolder, Stückgießer unter ihnen; sie schreiben, und drucken Bücher, nach Art der Chinesen Ihre Schiffe von Rohr geflochten sind wegen Dichte und Leichtigkeit berühmt. Sie prägen Münzen aus Kupfer, mit dem Namen des Königes, jede wird durchbohrt, um sie auf eine Schnur fassen zu können. Sechzig solcher aufgereihten Kupferpfennige gelten ziemlich so viel als bey uns ein Thaler. Im Lande sind Schulen, in welchen fähige Knaben zu der höhern Lehranstalt vorbereitet werden können, welche in der Hauptstadt Kacho, wo der König von Tunkin wohnt, angelegt ist Wer Staatsdienste verwalten will, muß dort studirt haben, allein die Lehrer sind selbst nicht weit in Kenntnissen, und wenn der Studirende die Landesgesetze inne hat, und die Moral, nach chinesischen Grundsätzen, aus einander zu wickeln, mit Sophismen Spiel zu treiben versteht, so kann er sich einer öffentlichen Prüfung im Beyseyn des Königes und der Großen unterwerfen, er wird als Doktor anerkannt, mit einem Staatskleide beehrt, und, um sein Heil aller Welt kund zu machen, auf einer Tafel am Thore der Königswohnung allem Volke zur Schau ausgestellt. Der Weg zu den höchsten Bedienungen ist ihm nun geöffnet.

Den Bewohnern von Tunkin erlauben ihre Gesetze die Vielweiberey, und ihre Heirathen erfordern wenige Umstände. Wer ein Mädchen zur Frau haben will, begrüßt die Aeltern durch ein Geschenk, das gemeiniglich in einem zierlichen, mit Betel (jener Mischung von zerstoßener Arakanuß, und Muschelkalk die in China, Japan, Cochinchina, und ganz Indien von müßigen Leuten gekaut wird) gefüllten Kästchen besteht. Die Annahme dieser Spende gilt statt des Jawortes, man bedingt das gegenseitige Einbringen, und bestimmt den Hochzeittag. Es werden Gaukler, Pantomimen und Tänzerinnen zur Unterhaltung der Gäste bestellt, der Schmaus beginnt und wechselt mit Lustbarkeiten und Possen ab, die Einsegnung eines Priesters wird dem Paar und dem neuen Hause, worin es seinen Hausstand anfängt, zu Theil, und die Ehe ist geschlossen. Man scheidet überdrüssige Eheleute eben so leicht, als man sie verband.

Die Wohnungen der Eingebohrnen von Tunkin sind einfach, Flechtwerk oder Lehmarbeit, mit einem sehr weit vorstehenden Schilfdach, das von roth angestrichenen Säulen gestützt wird. Der innere Raum wird reinlich gehalten, hat einige leichte Abtheilungen von Matten, aber gar wenige Geräthschaften. Man sitzt auf dem Boden, und schläft auf Matten, die überall hingebreitet werden können. Im ganzen Hauswesen herrscht große Genügsamkeit. Nicht so bey den Großen und Reichen, oder gar bey dem Könige des Landes, der als Despot mit allen Ketten des asiatischen Luxus umwunden ist. Seine Wohnung ist mit hohen Mauern umgeben und hat erstaunlichen Umfang; im Innern glänzt und flimmert sie von Vergoldung, Firniß; Marmor, Mahlereyen, Bildschnitzerarbeiten sind in den weiten Sälen und Hallen verschwendet. Das Dach hat bunte, lackirte Ziegel, und Verzierungen von vergoldeter Schnitzarbeit. Diesen Königs-Wohnun-

gen ähnlich, nur in verjüngtem Maaßstabe, sind die der Großen und Mächtigen im Lande, und im Stillen, damit er nicht Neider rege mache, treibt es jeder so weit in üppiger Pracht, als er kann. Die Hauptstadt ist mit einer dichten immer grünen Hecke umgeben; auf dem Lande sucht jeder wo möglich sein Wohnhaus, an welches ein Fruchtbaum- und Gemüßegarten grenzt, erst mit Rohrpalisaden und mit einem breiten Wassergraben zu umgeben, über welchen eine schlechte Brücke führt.

Der Zustand der Frauen in Tunkin ist dem der meisten Asiatinen darin ähnlich, daß sie in harter Sklaverey leben, mit allen Diensten und Arbeiten des Hauswesens belastet, und bey dem gemeinen Manne auch noch mit einem großen Theil der Geschäfte außer dem Hause. Die reichbesetzten Weiberzimmer des Königes und seiner Grossen dienen der zügellosen Begier und der Prachtsucht ihrer Herren. Man schätzt Macht und Reichthum nach der Menge der Frauen, die ein solcher hat. Man will die Denkart der Einwohner von Tunkin im Allgemeinen nicht sehr löblich finden; höflich im Aeußern bis zur Unterwürfigkeit sollen sie Falschheit im Herzen hegen, und jedes Betrugs, gegen Fremde vorzüglich, fähig seyn. Das Volk ist gutmüthig, aber durch Druck und Sklaverey entehrt. Die Abgaben, welche dem Landbauer den sauern Schweis der Arbeit abpressen, so wie die Zahl der Frohndienstage sind entsetzlich. Kaum die Hälfte des Jahres bearbeitet der Landmann für seine Rechnung, die andere Hälfte fröhnt er, und vom Ertrage seines Ackers bleibt ihm, wenn alles davon genommen ist, was den Gewalthabern vom Höchsten bis zum Niedrigsten davon gebührt, gewiß nicht die Hälfte übrig. Seinen König sieht das Volk sehr selten, kaum zweymal im Jahre in der Hauptstadt, denn er schwelgt in seinem Haarem, und läßt den Chova, Anführer des Heeres, herrschen an seiner Stelle. Am Feste des Ackerbaues

muß der König von Tunkin die erste Furche ziehen, um dem Stande des Landbauers durch seine Theilnahme an dessen Beschäftigungen Ehre zu erzeigen. Der Chova besetzt die Aemter im Staate, und seine Würde erbt fort in seiner Familie. Ihm wird von allen Beamten alljährlich der Huldigungseid erneuert, und ihm steht sogar das Recht zu, unter den Männern aus des Königes Stamm, nach dessen Tode, den Nachfolger auf dem Throne auszuwählen. Man rechnet, daß diesem Chova ungefähr 130,000 Gewaffnete zu Fuß, 10,000 zu Pferd, 350 Streitelephanten, und über 200 gewaffnete Ruderschiffe zu Gebote stehen.

Die Volksreligion in Tunkin, welche von verheiratheten Priestern gelehrt wird, verordnet Götzendienst in vielen Tempeln. Eine üppige Phantasie erschöpft sich in Bildung dieser Mißgestalten, welchen Opfer gebracht und göttliche Ehre erzeigt wird. Es sind die Lehren des Confutse, welche auch in diesem Lande ausgebreitete Gültigkeit erlangt haben. Gesetze und Strafen stimmen mit den chinesischen überein. Man begräbt die Verstorbenen, welche erst reinlich gewaschen, in ihre besten Kleider gehüllt, und im Sarge noch einige Zeit aufbewahrt werden. In den Mund steckt man jedem ein Stück Geld, damit er sich die Ankunft jenseits dadurch erleichtere.

12
13

14

Die Haushaltung der Dalarnen. (Dalekarlar) in Schweden.

Tafel IV. Fig. 12. 13. 14.

Wenn wir das Land vorzüglich reich nennen, das seinen Bewohnern die Bedürfnisse des Lebens in Ueberfluß darbeut, so gehört Schweden zu den ärmsten Ländern von Europa. Die lang anhaltende Kälte, besonders in den nördlichen Gegenden, stört und vernichtet fast die Vegetation; Ackerbau und Viehzucht können nicht so allgemein gedeihen als unter wärmeren Himmelsstrichen, es müssen daher viele Bedürfnisse theils ganz fehlen, theils nur sehr sparsam zu haben seyn. Vergebens sucht ihr in Schweden Weinreben; sparsam nur, für die große Strecke Landes, die es begreift, findet ihr Getreide, und selbst Salz fehlt gänzlich. Nur $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, und ein Land, das, bey einer Länge von wenigstens 200 Meilen, bey einer Breite von 160 Meilen, 14808 Quadratmeilen Flächenraum hat; und selbst diese verhältnißmäßig geringe Einwohnerzahl besteht nicht ohne Zufuhr vom Auslande. Ein Glück für die Nation, daß dem Lande wieder andere Vorzüge zum Ersatze wurde, daß es unermeßliche Reichthümer an Eisen und Kupfer in den Bergen verschließt, daß die furchtbaren, fast unermeßlichen Waldungen Schiffbauholz, Pech, Theer, Potasche in großer Menge liefern; lauter Gegenstände des beträchtlichsten Handels, wodurch das Mißverhältniß in dem, was die Schweden vom Auslande beziehen müssen, wieder gehoben wird. Große Summen

kommen dafür ein, welche hinreichen, das zu decken, was der Schwede zu seinem Wohlbefinden von andern braucht. Hohe Felsengebirge, weit verbreitete Moräste und Seen machen kaum den Anbau der Hälfte von Schweden möglich.

Und vor allen wie wenig begünstigt von der Natur ist jener gebirgige Theil des Königreiches, den die Dalarnen, (Dalekarlen, Thalleute) bewohnen. Man nennt diese ganze Strecke von über einander geschobenen Felsenbergen Dalarnen, Dalekarlien, Thalland (vielleicht weil nur die Thäler bewohnt werden können, so benannt). Ich habe alles erschöpft, wenn ich sage, daß acht bis neun Monate hindurch Schnee und Berge die Thäler deckt, welche der Dalarne sein Vaterland nennt. Man schätzt diese Provinz Schwedens auf 614 Q. Meilen, und giebt diesen eine Bewohnerzahl von 110,200. Es ist sein Vaterland, er liebt es, er hängt ihm an; wie den Schweitzer nach der Heimath lüstet, so ihn nach jenen abgesonderten Bergschlüchten, worin Friede und Freyheit wohnen. Die Dalarnen sind groß, hochgebaut, von starken, schlanken Gliedern, gewöhnlich hager, aber die gewaltigen Knochen verkünden die kräftige Natur. Eine hohe, breite Stirne, starke Nase, hohe Backenknochen, etwas weiter Mund mit vollen Lippen und ein breites Kinn, dieß sind Auszeichnungen in ihren Gesichtszügen. Das Auge ist sprechend, ernst, aber doch zutraulich der Blick. Dabey wird der Leib aufrecht getragen, das Angesicht schaut kek und frey umher. Viele lassen den Bart wachsen, aber nicht alle, das Haar am Kopfe wird kurz geschnitten. Bräunlich mehr als weiß ist die Farbe ihres Körpers im Allgemeinen, die Farbe der Haare dunkel. Die Dalarnen zeichnet eine eigene Tracht aus; den Schweden wurde

in neuern Zeiten, um den Kleiderluxus zu steuern, eine Nationaltracht von ihren Königen vorgeschrieben; aber die Dalekarlier haben die althergebrachte Kleidung beybehalten, die von Verschwendung und Ueppigkeit weit entfernt ist.

Die Männer bedecken den Kopf mit einem schwarzen Hut, dessen Form sich wenig empfiehlt. Die Krempe hängt herab; er ist ohne alle Verzierung Sie tragen eine lange, schwarze Weste von grobem Tuch, die bis an die Kniee reicht, und drüber ein weißes langes Gewand von weißer Farbe, unsern Schlafröcken ähnlich, nur minder weitfaltig, mit näher anschließenden Aermeln. An den Aufschlägen und Rändern ist dieser Rock mit hellblauen schmalen Streifen besetzt. Die Beinkleider sind von Leder, gewöhnlich in der natürlichen braunen Farbe, oft auch schwarz; die Strümpfe, gemeiniglich braun, auch weiß, von grober Wolle, werden unförmlich weit getragen, so daß die Beine am Knöchel so dick scheinen als an der Wade. Auch die Schuhe sind plump, mit sehr starken Sohlen und hohen Absätzen versehen; sie sind an der Spitze abgestumpft, haben keine Schnallen, und werden, da das Leder bis an die Knöchel reicht, dort mit Riemen festgebunden. Um die Hüften wird ein kurzes ledernes Schürzchen getragen, und ein schmaler lederner Gürtel, woran Messer und Gabel, in einer Scheide vereinigt hängen.

Die Tracht der Dalekarlierinnen, die ebenfalls starker Körperbau nicht zu den zartesten des Geschlechtes zählen läßt, hat Eigenthümlichkeiten, die ich berühren muß. Sie tragen Strümpfe und Schuhe von gleicher Form und Zubereitung wie die der Männer. Ihr Rock ist von schwarzer Farbe, und über ihm ein grünes, sehr weites und langes Kamisol, vorn zugeknöpft, so daß es, wie Arndt

sagt, aussieht, als wenn bey uns die kleine Tochter ein Kleid von ihrer Mutter angezogen hätte. Um den Kopf wird ein weißes Tuch geschlagen. Eine große, rothe lederne Wirthschafts-Tasche wird an der rechten Seite getragen und ist oft ein Gegenstand zierlicher Näherey.

Die Dalekarlier, Dalarnen, Thalmänner, erziehen ihre Kinder für ihren Himmelsstrich, streng, rauh, sie wissen, daß der frühe abgehärtete Körper dem widrigen Einfluß von jenem zu trotzen vermag, und daß man nur alsdann im Stande ist, mit ganzer Seele auch an einem armen Vaterlande zu hängen, wenn man sich frühzeitig an Entbehrungen und Genügsamkeit gewöhnt hat. Mit innigem Wohlbehagen verweilt der Beobachter in der Nähe dieses Volkes; Gastfreyheit, Uneigennützigkeit, bey allem edlen Selbstgefühl der hohe Grad von gutmüthigem Vertrauen und von Dienstfertigkeit, und ein Betragen, das in jeder Hinsicht des vollen Zutrauens anderer würdig ist, dieß sind Züge, die er an den schwedischen Thalleuten achten und lieben muß. Der Schöpfer wies ihnen ein nicht ergiebiges Land an, aber sie haben Verstand und Willen, es auf die möglichste Art zu nützen. Was sie dem Boden abgewinnen, ist harter Arbeit Lohn, wird aber eben darum auch sparsam und dankbar genossen, und eben darum ist ihnen die vaterländische Erde theuer, weil es Muth und Kraft erfordert, sie zum Wohnsitz zu erwählen.

Die Wohnungen der Dalarnen sind ihrem Himmelsstrich angemessen, von Holz, gegen Kälte gut beschützt, nicht groß, ob sie gleich oft viele Menschen fassen. Der Nordländer muß an seine harten Winter denken, wenn er sein Wohnhaus errichtet, so wie der Südländer sich Kühlung und Schutz gegen die Glut der Sonne zu verschaffen trachten muß. Man begnügt sich mit einer kleinen Thüre und mit wenigen, kleinen Fensteröffnungen. Das

Dach wird mit Rasen, mit Moos u. d. gl. überlegt, ebenfalls um mehr Wärme im Innern der Hütte zu erhalten. Die meisten Häuser der schwedischen Thalleute haben ein Vordach, das auf Pfosten ruht. In diesen nicht künstlich, nicht kostbar errichteten Wohnungen leben sie friedlich und rechtschaffen. Es herrscht patriarchalische Sitte unter ihnen; der Aelteste in der Familie ist ihr Oberhaupt, und das ist dann oft ein recht alter Mann, den Enkel und Urenkel umringen, und der noch seiner übrigen Lebenstage in ungeschwächter Kraft sich freut. Sein Rath ist geltend, denn er stützt sich auf lange Erfahrung. „So machten es Vater und Großvater, und dieß war die Weise unsrer Ahnen!„ so spricht er in zweifelhaften Fällen, und man folgt ihm gern, denn bey jenem braven Bergvolke ist das Alter hochgeehrt. Die Dalarnen sind treue Anhänger der Christuslehre in Luthers Sinn, aber in dem Innern wohnt bey ihnen das wahre Christenthum, denn ob auch gleich die einsamen Thalbewohner in abgelegenen Hütten bisweilen Monate lang von Schnee und Eis gehindert sind, ihre Pfarrkirchen zu besuchen, so üben sie doch auch im stillen Hause die Lehren ihres Glaubens. Es ist Wahrheit, Lasterhafte wird man selten unter ihnen finden, Diebstahl, Raub, Mord, und die feineren Künste der Betrügerey sind keine bekannten Dinge in Dalekarlien. Die Dalarnen sind, so viel es ihr Land zuläßt, Hirten, aber auch die reichsten sind nur arm gegen Heerdenbesitzer in grasreicheren milderen Auen. Sie bieten daher gern ihre Kräfte zu andern Beschäftigungen dar. Alljährlich ziehen viele hinweg aus der geliebten Heimath, nach Stockholm und nach andern großen Städten des Reichs, und verdingen sich als Knechte, oder zu Privat- und öffentlichen Arbeiten, und man hat sie gerne, weil sie mit Besonnenheit, Muth und Kraft angreifen, was ihnen aufgetragen ist, dabey aller Beschwerden ungeachtet beharrlich, und redlich und genügsam sind.

Ihre Offenherzigkeit geht oft weit, ihre überall bewahrte Sitteneinfalt macht, daß sie zu Betrügereyen ihre Zuflucht nicht zu nehmen brauchen; sie ersparen, bey ihren höchst-beschränkten Bedürfnissen, immer so viel, daß ihnen der Rückblick in die vaterländische Provinz angenehm bleibt, denn nur darum entbehren sie den Umgang mit den Ihrigen eine Zeitlang, um mit der Ausbeute ihres rechtlichen Fleißes nach Hause zu kehren, und den Wohlstand der Familie zu verbessern. Ihr Muth ist bekannt; sie waren es, die sich ihres Königes Gustav des Ersten, in den Tagen der Bedrängniß so treu annahmen, und Gut und Leben für ihn wagten. In Massa versammelt bilden die waffenfähigen Männer in Dalekarlien ein furchtbares Heer, das dem Feinde kühn entgegen geht. Noch wird die Stelle gezeigt, auf welcher König Gustav stand, da er die von ihm zusammengerufenen Thalleute um Schutz und Hülfe ansprach, und von ihnen das Gelöbniß erhielt, für ihn zu fechten. Unsern Tagen näher hat der unglückliche Gustav der Dritte mit gleichem Volk auf einer ähnlichen Erhöhung, im freien Felde, die jetzt mit Rasen belegt, von Bäumen umpflanzt ist, diese Kernmänner angeredet. So ein Wort in ihrer Sprache gesprochen, vom Herzen zum Herzen, ist bey ihnen wirksamer als Befehl. Damals sollen sie, recht im Sinn ihrer einfachen Lebensart, zu dem an sie von dem König abgesendeten General, (wenn ich nicht irre, war es Graf v. Armfelt) gesagt haben: du magst ein guter Hirte seyn, das glauben wir, und du würdest uns gut leiten, aber wirst du uns auch eben so gute Hirten geben können, die unsre einzelnen Schaaren führen?

Der Beschwerden gewohnt ist vieles, was einem andern Kriegsvolke hart dünkt, nicht beschwerend für sie; dem Anführer, der wie ein Vater ihre Kräfte leitet, folgen sie blindlings bis in den Tod. Unter Gustav dem Ersten

waren es diese Thalleute, die ganz Schweden von dem Joch der Sklaverey befreyten und ihr Vaterland retteten.

Zwang ist solchen Menschen verhaßt, sie sind beharrlich auch in der Behauptung ihrer verjährten Rechte, und darum sind sie von ihren Regenten immer mit Achtung behandelt worden.

Man sagt, es sey leicht, sie durch Scheingründe zu gewinnen, sie aufzuwiegeln, selbst gegen ihren Fürsten, da sie sehr arglos und darum auch leichtgläubig sind; die Geschichte kennt solche Momente, allein immer waren die Dalarnen bey dergleichen Vorfällen nur irre geleitet, sie hatten nie verrätherische Entwürfe, und kehrten sogleich zu ihrer Pflicht zurück, sobald sie die Täuschung einsahen.

Die Dalarnen genießen schlechte Kost in ihren heimischen Thälern und auf ihren Bergen; Brod von gröbsten Mehl ist oft die einzige Nahrung, etwas gesalzene Fische, Grütze in Wasser gekocht, nicht lecker zubereitet, im Sommer Milch, und was sonst der Viehstand bringen mag, — in dergleichen Gegenständen besteht die Summe ihrer Nahrungsmittel. Fehlt es an Mehl, so wird oft auch fein zerstampfte Birkenrinde unter den kleinen Vorrath gemischt, um ihn noch um etwas zu vermehren.

Die Dalekarlen behaupten überall einen festen, ernsten Charakter, in ihrer Sprache, die sich von der eigentlich schwedischen wesentlich unterscheidet, in ihren Lustbarkeiten und Vergnügungen. Nirgends erscheint unter ihnen der Frohn, so wie wir ihn im Süden von Europa sehen, in zügellosen, schreiendem Freudenrausch, nirgends so glühend, aufbrausend, selbst in den Jünglingsjahren. Nie verläßt sie weder im Glück noch im Unglück, weder in

freudiger noch in trauriger Stimmung das Himmelsgeschenk Gleichmuth.

Zwey Tage im Jahr werden von allen Schweden, aber von den Dalekarlen vorzüglich herzlich gefeyert, der erste May und der Johannistag. Gewöhnlich zeigen sich am ersten May auch dort die Vorboten des Frühlings; es mag Ausnahmen geben, allein im Durchschnitt kann man selbst in dieser nördlichen Lage annehmen, daß an diesem Tage die Einwirkung der Sonne bereits kräftig sey und den Aufenthalt im Freyen zulasse. Die Macht des langen Winters hat aufgehört, neues Leben verbreitet sich, es werden auf den Feldern und in den Thälern Feuer angezündet, Freunde und Nachbarn besuchen sich, die Jugend umgiebt fröhlich die lodernde Flamme und ein guter Freund und Bekannter bewirthet den andern. Indessen ist es Sommer im Lande geworden, die eigentliche frohe, aber leider nur kurze Zeit, worin sich der Nordländer wohlgefällt. Er genießt sie recht geitzig — drey Monate, und sein Frühling, Sommer und Herbst sind zu Ende. Schon am Abend vor dem Johannisfeste kommt man zusammen, jedes Haus ist mit grünen Baumästen geziert, und die Jugend der Dörfer und Städte pflanzt Birken, um welche her bis gegen Morgen getanzt wird. Wenige Stunden Ruhe, alsdann wird ein feyerlicher Zug in die Kirche angestellt, wo man unter Gesängen dem Schöpfer Dank und Lob darbringt. Ist der Gottesdienst zu Ende, so beginnen neue Freudengelage, neue Tänze und Schmausereyen. Auch diese Tänze hat kein anderes Volk, sie sind Nationaltänze, und auch darum weder wild noch rasch, sondern gesetzt, ohne viele oder heftige Bewegung, mit einem Worte, ernsthaft. Geburtstage, Verehelichungen, u. dgl. geben den schwedischen Thalleuten so gut wie anderwärts Veranlassung zu festlichen Anordnungen, die ich aus Mangel an Quellen

nicht genauer schildern kann. Aber für Unrecht würd' ich es achten, wenn ich nicht noch einige Worte auch über die andern Bewohner Schwedens hinzufügen wollte, wodurch diese bedeutende Volksmenge meinen Lesern etwas bekannter wird.

Es kann den Schweden überhaupt nicht unrühmlich seyn, wenn der Beobachter in dem ganzem Volke die Züge zu bemerken glaubt, die ihm den Charakter der Dalarnen so ehrwürdig machten. Die Nation ist brav, vaterländisch gesinnt, fleißig, nicht zaghaft im Unglück, im Glücke nicht stolz, nicht grausam im Sieg gegen den Feind. Gastfreyheit ist in Schweden einheimisch, der Mensch schätzt den Menschen, der Begüterte scheut Auszeichnungen, die den Armen belästigen, und der Arme ist wirklich dankbar. Ein schätzbarer Schriftsteller hat von den Schweden ungefähr so gesprochen: Ernsthaft von Natur, sind ihnen dennoch die schönen Bande der Geselligkeit theuer; einfaches Aeussere läßt die treffende Urtheilskraft, den bildsamen und häufig gebildeten Geist, und eine Seele voll Stärke und Feuer, nicht immer sogleich deutlich erkennen. Sie sind geltende, muthige Soldaten, aber löblich ist das Zeugniß, daß sie auch in den Künsten des Friedens bedeutende Fertigkeiten erlangt haben.

Man will behaupten, der allgemein verbreitete starke Gebrauch der Liqueure und Branntweine habe in neuern Zeiten angefangen, eine nachtheilige Wirkung auf die Denkart des Volkes zu äussern. Der Handwerker und Bauer gelüstet besonders stark nach dem flüßigen Feuer, wie es die Neger nennen, und im Rausche hört jeder Mensch auf, Mensch zu seyn, und sinkt zum Thiere und unter das Thier hinab.

Die Schweden zeichnet eine Nationalkleidung aus.

Die männliche ist ein schwarzer Rock, schwarze Weste, schwarze Beinkleider von Tuch; ein Gürtel umschließt den Leib, der Hut ist rund. Auch ist ein schwarzer Mantel dabey. An festlichen Tagen gehört für Männer eine feuerrothe Weste, auch ist das Unterfutter des Rockes feuerfarbig; mit derselben Farbe wird der Mantel verbrämt, die Knöpfe werden davon genommen, die Knopflöcher damit ausgeschlagen, Gürtel und Bänder an den Schuhen sind von Feuerfarbe. Schnallen trägt man überhaupt in Schweden nicht, Bänder dienen statt dieser auch an den Schuhen. Die weibliche Kleidung ist ein schwarzes Gewand, nach englischem Schnitt vom Jahr 1777, mit bauschigen Florärmeln, es wird mit bunten Bändern geziert, und ein farbiger Gürtel dazu getragen. Bey Hofdamen sind die Bauschärmel vom weißem Flor. Der männliche Adel trägt an Hoffesten ein blaues Atlaskleid mit weißen Atlasaufschlägen, und Spitzen-Besetzung; adeliche Frauen erscheinen alsdann in weißen Atlaskleidern mit Bändern und Gürteln.

Den Landleuten sind in den verschiedenen Distrikten des Reiches ihre alten Trachten geblieben, die ohnehin den Launen des Modewechsels nicht unterworfen werden. Ich werde in diesem Bande Gelegenheit haben, der finnischen zu erwähnen. In kalter Jahreszeit fügt auch der Schwede seiner gewöhnlichen Kleidung Pelz, Mantel, Oberrock, warme Stiefeln, Mützen und Handschuhe hinzu Bey dem Bau der schwedischen Häuser wird ein Haupterforderniß, daß sie Schutz gegen Stürme und Wärme geben, nicht aus der Acht gelassen, und darum baut man mehr hölzerne, trockne, niedrige, aber gutverwahrte Häuser, als hohe, steinerne. In Röhren, die sich vom Ofen aus verbreiten, wird in den Zimmern die Wärme vertheilt und festgehalten. Man lebt gewöhnlich nicht theuer in Schweden, aber Luxus-Bedürfnisse,

und selbst die Arbeiten der Handwerker haben hohe Preise. Der gemeine Mann muß sich mit wenigem behelfen, in neuesten Zeiten hat ihm die Regierung auch den Genuß des Branntweins wieder entzogen, dem er sich allzuleidenschaftlich hingab, verderblich für den physischen und moralischen Wohlstand. Bier ist das gewöhnliche Getränke.

In der Nähe der Hauptstadt zeigt sich der Volkscharakter etwas zweydeutig; die große Menge, die sich in ihr und um sie her drängt und treibt, giebt der Selbstsucht und dem Eigennutz Nahrung, und in ihrem Gefolge erwachen alle Leidenschaften. In den Hauptstädten und nahe bey ihnen muß man überhaupt die Charakterzüge eines Volkes nie unverfälscht zu finden hoffen, weiter davon erhalten sie sich reiner, da werden auch die Verschiedenheiten bemerkbar, die in der Bewohnermasse der einzelnen Bezirke und Provinzen statt finden, in dem Gewirre der Hauptstadt und jeder bedeutenden Stadt sich abschleifen und verlieren. So ist es auch in Schweden. Die Bewohner von Schonen, Besitzer ergiebiger Kornfluren, daher auch in beträchtlichem Wohlstande lebend, äussern gern ihre Gewichtigkeit, fühlen sich selbst, und lassen andere empfinden, daß sie sich besser befinden, als andere. Sehr sticht dagegen die Volksmasse in Smaland ab; diese Menschen sind sehr arm, ihre rauhen Felsen, ihre trübseligen Wälder gewähren spärliche Nahrung; Elend macht sie unterthänig, aber ihr Herz bleibt gut, und mit der rührendsten Dankbarkeit vergelten sie auch die kleinste Wohlthat.

Die Menschen in Westgothland zeichnen sich unter den Schweden durch Industrie und Handelsgeist aus, aber auch sie gelten als gut und ehrlich. Von dem urspünglichen Charakter der Einwohner von Südermannland und Upland hat die Nachbarschaft der

Hauptstadt mehrere Züge verwischt, es ist ein Gemischtes entstanden, was dem Beobachter keine erfreuliche Ansicht gewährt. Aber der Westmannländer fesselt durch ein anständiges Aeussere, das mit einfachen, sanften Sitten verbunden ist. Den Norländer lobt man wegen seiner uneigennützigen Gastfreyheit; er ist groß und hat einen ruhigen, zutraulichen Blick. Sein hohes Freyheitsgefühl wird niemanden lästig.

Den ehrlichen, arbeitsamen, duldsamen Finnländer werden wir näher kennen lernen, und die Bewohner Lapplands, Nachbarn von Norland, hat der erste Band meines Werkes geschildert.

Für die Ausbildung der schwedischen Nazion ist in neuern und neuesten Zeiten vieles geschehen, es sind treffliche Lehranstalten, an welchen in den höhern und niedrigen Bildungsfächern ausgezeichnete Männer arbeiten. Der Handel hat sich gehoben, die innere Landespolizey und Gesetz und Recht sind wohlbegründet. Aber in vielen Gegenden ist der Landmann noch hart bedrückt. Schweden müßte nicht, wie es jetzt wieder der Fall ist, im Kriege verwickelt werden, wenn es sich von früher erhaltenen Wunden heilen sollte. Kein Land kann die Beschwerden des Krieges schwerer lange tragen, als Schweden; Ackerbau und Viehzucht liegen schnell darnieder und der Wohlstand wird vernichtet. Die Landesgeschichte zeigt ein Beyspiel aus den Zeiten Carls XII. der, seiner Selbstsucht zum Opfer, endlich Handwerker und Künstler von ihren Werkstätten hinwegziehen, die Fabriken entblößen mußte, da er die Dörfer entvölkert hatte, um sie in Gefechte zu führen. Als er starb, war die Anzahl der Arbeitstüchtigen in seinem Königreiche bis auf eine Million zusammen geschmolzen; Greise, Weiber, Kinder bestellten kümmerlich den Acker, und Elend war allgemein.

V. B. 5te Taf.

Die Haushaltung der Einwohner von Lao.

Tafel V. 15. 16. 17.

Bey der Skizze, die ich von Tunkin entwarf, zeigte sich das Königreich Lao (auch Laos) auf der westlichen Grenze jenes Reiches. In Wahrheit eines von den herrlichsten Ländern des sogenannten Hinterindiens. Hohe, fast unzugängliche Waldgebirge umlagern es, der wildwogende Menamkon, dem von allen Seiten mächtige Waldströme zueilen, durchströmt es und giebt dem weiten Thale, worin er herrscht, Fruchtbarkeit. Man behauptet, Laos dehne sich auf 120 deutsche Meilen der Länge nach, und auf 50 Meilen in der Breite aus. Die Luft ist höchst rein und die Ueppigkeit der Vegetation unaussprechlich groß und äussert sich durch die reichste Mannichfaltigkeit in Gewächsen. Das Land wird in seinen üppigen Erzeugnissen durch keine Winterkälte gestört, und selbst die Regenzeit, die einzige unangenehme im Jahre, verbreitet Gedeihen, denn alle Felder werden dadurch noch mehr befruchtet. Die abgesonderte Lage des Landes mag daran schuld seyn, daß es minder bekannt ist als andre eben so entfernte Erdgegenden, aber was wir da-

von auch in neuern Zeiten erfahren haben, bestätigt ältere Nachrichten von der überaus herrlichen Lage, die noch durch ein Clima, das dem Ansiedler vortheilhaft ist, verschönert wird. Nichts von den Greueln der Verwüstung brennender Winde, nichts von den Nachtheilen beständiger Feuchtigkeit anderer durch Fruchtbarkeit berühmter Erdstriche; bey gemäßigter Hitze genießt es aller Segnungen der glühenden Zonen, alle Kostbarkeiten der indischen Pflanzenwelt wuchern da, und dem Menschen bleibt als Landbauer nur geringe Mühe.

Auch die Eingeweide der Erde sind in Laos ergiebig an Reichthum; sie liefern geschätzte Edelsteine, Gold, Silber, Zinn in Ueberfluß und ihre Ausbeute würde vielleicht der gleichen, welche Südamerika's Gebirge geben, wenn sie der Eingeborne bergmännisch zu behandeln verstünde. So aber raubt er nur, was ohne viele Mühe zu haben ist, und wäscht die Goldkörner lieber nur aus den Flüssen, als daß er ihren Lagerstätten in den Gebirgen viel nachspüren sollte.

Reis, Waizen, Mais werden am meisten angebaut, aber die Landeskultur umfaßt auch die andern Zweige, die wir in China, Cochinchina, Tunkin finden und die Bevölkerung, so bedeutend sie ist, überfüllt das Land doch nicht so sehr, wie in China, daß jedes Stückchen Boden, was urbar werden kann, nur für Menschennahrung benutzt werden und also der Fütterung des Viehes entzogen werden muß. Man findet in Lao Heerden von nutzbaren Hausthieren, die sich der treuen Pflege des Landmanns zu erfreuen haben. Jagdlustig und geübt in Waf-

fen, hauptsächlich zu der Jagd, vermehren die Ausbeuten dieses Nahrungszweiges die Sicherheit der Subsistenz der Bewohner des Reiches; die großen Grenzwälder werden durch wilde Thiere aller Art belebt, von dem Elephanten und Nashorn an, die oft in bebaute Gegenden hervorbrechen, bis zu den kleineren Jagdthieren herab, von der Gazelle in der Ebene bis zum Steinbock hinauf, dem die höchsten Felsenspitzen lieb sind.

An Fischen reich sind auch die Flüsse und die Bewohner von Lao recht gute und listige Fischer; Fischfang ist sogar eine von ihren Hauptbeschäftigungen.

Es kann bey dieser Beschaffenheit des Landes eine starke Bevölkerung nicht fehlen, und in der That ist es auch wohl bevölkert. Wenigstens behaupten mehrere Nachrichten, man habe, bey einer Berechnung der Menschenzahl im Lande, über fünfmalhunderttausend nur junger streitbarer und in Waffen geübter Männer angetroffen; auf welche bedeutende Totalsumme der Einwohnerschaft läßt sich daraus nicht schließen? Es ist ein anderer Menschenschlag, als in dem Nachbarlande Tunkin: sie sind in Lao schlanker, weniger zum Fettwerden geneigt, und legen es weniger darauf an, diese Zier der Tunkinesen zu erreichen. Ihr Körper ist schlank, fast zu sehr, aber ihren Gliedmaßen fehlt das gute Verhältniß nicht. Durch Arbeitsamkeit sind früh die Nerven gestählt, und so breitet sich das körperliche Wohlbefinden von Geschlecht zu Geschlechte aus. Die Farbe ist der Olivenfarbe ähnlich, heller bey den Frauen, welche sich mehr als die Männer gegen die Sonne bewahren. Die Männer gehen

ohne Kopfbedeckung, flechten ihr langes, schwarzes Haar in Zöpfe, die sie frey herabhängen lassen; Bärte tragen sie nicht. Eine eng anschließende Weste mit engen Aermeln, und anliegende Beinkleider, die nur bis auf die Hälfte der Lenden reichen, von selbst gewobenen Zeugen, mehr oder minder fein und kostbar nach der Verschiedenheit der Glücksumstände, machen die ganze männliche Bekleidung aus, der übrige Theil der Lenden, die Beine und Füße bleiben nackend. Vornehme Tracht gleicht der chinesischen, wie überhaupt auch vornehmer Leute Betragen in Laos den Chinesen abgeborgt zu seyn scheint. Die Frauentracht ist gleichfalls sehr einfach, der Hut von eigener Flechtarbeit, drunter wird ein Schleyer getragen, der fast bis über die Brust reicht und zur Verhüllung des Gesichtes benutzt werden kann. Den Hals schmücken bunte Steine oder Perlen, und in dergleichen Schmuck zeigt sich bey den Reichen die Verschwendung und Prachtlust. Ein kurzes Hemde mit Halbärmeln, bis zu den Knieen herabfallend, wenig faltig, wird bey dem Volke für hinreichend gehalten, um für völlig bekleidet zu gelten. Es läßt sich denken, daß auch hierin Ausnahmen statt finden, welche der Unterschied des Vermögens und Standes verursacht. Aber allgemein ist in Lao die Sitte, ohne große Feyerlichkeiten nur eine Frau zu heirathen, wenigstens erlauben die Gesetze nur eine. Die Frau des gemeinen Mannes nimmt an allen Arbeiten desselben Theil; der Wohlhabende und Reiche erleichtert diese Theilnahme seiner Frau durch Ankaufung von Sklavinnen, welche häufig auch seine Concubinen sind, und der Frau im Hause

dienstbar bleiben. In vielen Gebräuchen in Lao zeigt sich der Einfluß der Nachbarn von Tunkin, und, wie bekannt, verrathen diese in allem ihre chinesische Abstammung. Künste und Wissenschaften sind in Lao wenig verbreitet, man begnügt sich mit dem Nothwendigsten, und so rücken auch die Webereyen, die Bearbeitung der Metalle u. s. w. nicht auf höhere Stuffen der Vollkommenheit. Der Bau der Häuser wird von dem Bewohner von Lao größtentheils ohne Hülfe eines Bauverständigern, als er selbst ist, besorgt. Häufig sieht man nur recht schlechte Lehmhütten; der Wohlhabende bessert und glättet an dem Bau, und bringt aus Bambusrohr geflochten, mit Rinden besetzt, unter einem Dach von Palmblättern und getrocknetem Schilf, von Säulen gestützt, eine Hütte zu Stande, die sich gut ausnimmt, und ihn völlig und sogar bequem sichert. Er liebt es, seine Wohnung nahe am Wasser zu haben, und sein Feld rings um sich her zu sehen. Er ist übrigens ein Sklave seines Königes und hat auch selbst an alles das kein Eigenthumsrecht, was ihm sein Fleiß hinterläßt. Grund und Boden ist dem König, und dieser belehnt, wenn er will, die Nachkommen des Bebauers nach dem Tode desselben mit dessen Erbschaft. Man will behaupten, dieser asiatische Despot, dessen Wille allein Gesetz ist, suche eine Zierde in dem Besitz der längsten Ohren in seinem Lande, und würde es strafbar finden, wenn einer seiner Unterthanen sich rühmen wollte, längere als er zu haben.

Das Volk von Lao hat eine Religion, die aus der Lamaischen und aus den Grundlehren des Fo gemischt ist;

die Priester dieser Sekte sind gewaltige Menschen und führen das Volk am Gängelbande. Es ist ihnen nicht schwer, auch hier ihre Absicht zu erreichen, da die Bewohner gutmüthig, sanft, dienstfertig sind, die, von Alters her, dem Sklavenjoche angewöhnt, sich auch gegen den Druck einer, wie sie wähnen, von Gott stammenden Gewalt nicht sträuben. Ehrerbietig, und mit Opfern versehen, besucht das Volk täglich die Götzenhäuser, und versammelt sich darin nicht nur zum Gebet, sondern auch zu verschiedenen Vergnügungen, tanzt und jubelt darin. Man hält die Bewohner von Lao für unreinliche Menschen, und ich lese, daß sie so wenig daran denken, bey der Bereitung ihrer Speisen Sorgfalt anzuwenden, daß z. B. Vögel mit den Federn gebraten werden.

Der König verschließt sich in einem großen, von Holz erbauten Pallast in der Hauptstadt Lanjang.

18
19
20

Die Haushaltung der Juden.

Taf. VI. 18. 19. 20.

Auf der ganzen Erde zerstreut, leben die Nachkömmlinge der alten Hebräer; blicke nach welcher Zone du willst, es haben Juden dort ihren Haushalt aufgeschlagen und nähren sich, mehr oder weniger gedrückt, mehr oder weniger vernachlässigt, da und dort kaum geduldet, alten strengen Gesetzen und Ordnungen getreu, nicht vom Landbau, nicht von Jagd und Fischfang, nicht von Handwerken, sondern von dem Ertrag kaufmännischer Spekulationen, größeren oder geringeren Umfangs. Jahre würden vergehen, ehe die fünf Millionen Juden, die in allen Winkeln des Erdballs zerstreut sind, auf einem einzigen Punkte versammelt werden könnten, so vereinzelt, so weit getrennt durch Länder und Meere, schwärmen sie allenthalben umher. Und in der That, sie bilden ein, in jeder Hinsicht, merkwürdiges Volk. Von vielen Nationen der Vorwelt, die von gleich hohem Alter waren als die jüdische Nation, ist kaum der Nahme noch übrig, andere sind bis auf schwache Spuren verschwunden, nur die Juden, zwar nicht mehr in einen eigenen Staat gesammelt, wie vom Winde aus einander gejagt, haben sich, auch nach dem Verluste ihres Landes, in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, und ihre Anzahl hat sich eher vermehrt als vermindert. Der Forscher der Geschichten alter und neuer

Zeit schaudert zurück, wenn er die Reihe von Verfolgungen und Drangsalen vernimmt, welche die Juden betroffen haben; er sieht sie bey alten und neuen Völkern der Erde verachtet, und mit Schamröthe muß er bekennen, daß auch Christen aller Zeiten nicht frey von dem Vorwurfe seyen, an den Bedrückungen der Juden den thätigsten Theil genommen zu haben. Es sollte Jahrhunderte lang, zu den guten, der Gottheit gefälligen Werken gehören, diese Armen zu quälen und zu verfolgen; Kindern und Enkeln wurde Haß gegen sie von der frühesten Jugend an eingeflößt. Die neuesten Zeiten erst haben selbst in der gebildeteren Christenwelt bessere Gesinnungen gegen sie entwickelt, man hat den Juden die Rechte des Menschen weniger hartnäckig, als sonst, versagt, und schon fängt man an, ihnen auch die Rechte der Bürger einzuräumen. Ein großer Mann, den die Welt in seinem gewaltigen Siegeslaufe mit Staunen betrachtet, dem Fürsten und Völker huldigen, geht auch hier sieggewohnt voran und wird die Kluft ebnen, welche bisher noch zwischen den Juden und den Eingebohrnen der Staaten, worin jene sich aufhalten, statt gefunden hat. Ihm wird noch die späte Nachwelt danken, wenn er auch diese Tausende in nützlichere Staatsbürger umwandelt.

Man kennt eine alte Reisebeschreibung aus dem 12ten Jahrhundert, worin ein Jude Benjamin von Tudela die Gegenden benennt, in welchen er zahlreiche Juden gefunden hatte. Am Euphrat, am Tigris, in Aegypten, Palästina, Griechenland, in Constantinopel, in Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Portugal,

Persien, in Mähren, Polen, Ungarn, Böhmen waren schon damals zahlreiche Judengemeinden. Aber besonders im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte erlitten sie in diesen verschiedenen Gegenden die grausamsten Verfolgungen, und vor allen zeichnete sich Deutschland in ausgesuchten Martern aus, durch welche man die starke Vermehrung der Juden zu hindern und sie wo möglich zu vertilgen strebte. An Landplagen, Krankheiten, an Noth und Mißwachs mußten sie schuld seyn, und dafür auf das härteste büßen; Tausende wurden in deutschen Städten durch Feuer und Schwerd vertilgt; sie sollten Brunnen und Flüsse vergiftet haben. Das hat später aufgehört, die Zeiten der Barbarey sind verschwunden, auch für sie sind Tage des Lichtes und der Ruhe angebrochen. Vorzüglich in Europa. In Asien haßt sie der Muselmann; der Maure und Neger in Afrika; aber sie sind doch auch bey diesen, so wie in China, Persien, in Amerika und auf Ost- und Westindischen Inseln geduldet.

Es giebt Juden von allen Farben, auch ganz schwarze auf der Küste von Malabar, in der Landschaft Rajapur, in Loango. Auch sie nennen sich Kinder des Israels, beschneiden ihre Söhne und beobachten vorzüglich die Sabbathfeyer. Clima und die, jedem Lande eigenthümliche Lebensweise, haben auch auf das Aeussere bey diesem Volke, den entschiedensten Einfluß. Es läßt sich daher nicht leicht, und nie mit Sicherheit, eine gewisse Eigenthümlichkeit in den Gesichtszügen, in Wuchs und Körperhaltung angeben, wodurch die Glieder dieses Volkes von andern Völkern deutlich unterschieden werden könnten. In

vielen Ländern macht es die Kleidung, wodurch sie sich selbst auszeichnen, oder irgend ein einzelnes Kleidungsstück, eine besondere Kopfbedeckung, ein eigenfarbiger Lappen am Hute, welche zu tragen ihnen die Obrigkeit des Landes auferlegt, häufig auch der Bart, den sehr viele länger oder kürzer wachsen lassen, um sich als Juden kenntlich zu machen. Den deutschen Juden unterscheidet, leider zu oft, eine gewisse Achtlosigkeit auf seinen Körper, eine Abwesenheit selbst des Anständigen in der Kleidung, ein weithin auffallender hoher Grad von Schmutz, der jede Annäherung bedenklich macht; aber erfreuliche Ausnahmen sind jetzt häufig, und Berlin, Amsterdam, Livorno, Hamburg und Frankfurt am Mayn haben uns Juden gezeigt, denen, weder ihrem Aeussern, noch auch ihrer Bildung nach, der Zutritt in irgend einer gebildeten Gesellschaft von Christen versagt werden könnte. Tafel VI. Fig. 19. stellt meinen Lesern einen polnischen Juden dar; er ist in schwarze Seide im Putz, sonst in schwarzen Wollenzeug, gekleidet, hat eine braune, oder schwarze Pelzmütze und gelbe Pantoffeln. Haare und Bart läßt er wachsen, und häufig zeichnet den polnischen Juden eine regelmäßige, bedeutungsvolle, oft sehr einnehmende Gesichtsbildung aus. Aber dem gemeinen Juden aus Polen geht aus dem Wege, denn der starrt von Schmutz, und ihr werdet den übeln Geruch, den er verbreitet, lange als Andenken an seine Nähe behalten. Der deutsche Jude von Vermögen und Ansehen kleidet sich einfach in das Gewand der Mode, ohne hierin aufzufallen; am Sabbath wählt er meistens sorgfältiger, aber

dem gemeinen Juden muß alles zur Hülle dienen, was nur irgend dazu tauglich ist, und was er nirgends verschachern kann, ist am Ende noch gut genug für eigenen Gebrauch, es sey passend für seinen Körper oder nicht. Häufig kann man nichts seltsameres, bizarreres sehen, als das Gemische von Farben und Stoffen, welches seine Kleidungsstücke darstellen; und alle vier Jahreszeiten charakterisiren sich in seiner Tracht. Im höchsten Sommer kleidet ihn der Sammtrock, der sonst vielleicht bey Hofe eine ganze Reihe von eleganten Herren zu tiefen Beugungen veranlaßte, und jetzt, seines Sterns und seiner Stickerey beraubt, von Motten zerfressen, kaum noch die Farbe in einigen Falten errathen läßt, die ihn sonst weithin schimmern machte. Besser, ihr mahlt euch das Gemälde selbst aus; ich gab nur eine leichte Skizze dazu. Originale zu Hunderten, um daraus die schönsten Gruppen zu bilden, liefert euch der Brühl in Leipzig zur Zeit der Messen, die von entfernten Nationen, so gut wie von Deutschlands Eingebohrnen, besucht sind. Im Allgemeinen hat der Jude wenig Geschmack in der Wahl der Farben seiner Kleider, und selten findet der Beobachter auch selbst an dem weiblichen Theile dieses Volkes irgend einen Begriff von der lieblichen Fertigkeit, einen an sich reizenden Körper, durch geschmackvolle Auswahl der Kleiderformen und Farben noch mehr zu heben. Es ist wahr, man sieht viel Pracht, viel Kostbares an den Reichen und Wohlhabenden, viele und mannichfaltige Behängung mit Prunk und Gold, Verschwendung in Perlen und Geschmeide, aber selten werdet ihr finden, daß darin durch

kluge, sparsam verschwenderische Anwendung mit wenigem viel bewirkt sey, noch seltener, daß durch den Anputz die Jüdinn wirklich verschönert erscheine. Ich verwerfe keine Ausnahmen, aber sie sind höchst selten.

Ein eigenes Gewand, das alle männliche Juden ausschließlich tragen, fällt nicht in die Augen, weil es unter den übrigen Kleidern unmittelbar auf das Hemde angelegt wird; es ist das so genannte Tallis-Koten, oder Arbe Kanphos, woran die Denkfäden hängen. Es besteht aus zwey kurzen, viereckigen Stücken von weißem Tuch oder weißem Seidenzeuge, die wenigstens so groß seyn müssen, daß ein Kind von neun Jahren den Kopf damit verhüllen kann. Oben werden beyde Stücke durch Bänder, oder schmale Stücke von dem nehmlichen Zeuge so zusammengefügt, daß der Eigenthümer den Kopf bequem durchbringen kann und nun das eine viereckige Stück vorn über die Brust, das andere hinten über die Schultern ungezwungen herabhängt. Beide Seiten bleiben offen. Es vertritt bey einigen die Stelle eines Brusttuches, dessen Vorder- und Hintertheil je zwey Ecken hat. Ist es von Wolle gewoben, so wird diese von gewissenhaften Hausfrauen selbst gesponnen, und bey dem ersten Faden soll die Spinnerinn sprechen: „Im Nahmen Gottes beginne ich das Gespinnste, dessen sich mein Mann bedienen soll, um den lieben Gott damit anzurufen.“ Von früh Morgens bis zum Schlafengehen am Abend müssen die Juden das Arbe Kanphos auf dem Leibe behalten. Bey deutschen ist es nur kurz; sie vermeiden, es vor Christen sichtbar werden zu lassen; weil

länger tragen es polnische Juden. In den vier Ecken des Arbe Kanphos befinden sich vier kleine Läppchen von Seide oder reichen Stoffen, in deren Mitte eine kleine runde Oeffnung angebracht ist, worin man besondere Fäden befestiget. Es hängen also vorn und hinten an jeder Seite zwey solcher Fäden hinab; sie heißen Denkfäden, Zizis, und den Juden liegt die Verbindlichkeit ob, darauf zu sehen, daß alle ganz sind, denn, wenn daran etwas mangelhaft ist, kann der Segen nicht gültig seyn, der täglich darüber gesprochen wird. Jeder Zizis enthält acht Fäden mit fünf Knötchen. Diese Zahl hat geheime Bedeutung und ich darf nicht unberührt lassen, daß die Juden den Begriff besonderer Heiligkeit mit diesen Denkfäden verbinden, sie bey ihrem Morgengebet in die rechte Hand nehmen, und unter Segnungen voll Inbrunst dreymal küssen. Bey deutschen Juden sind sie kurz, polnische hingegen haben die Gewohnheit, sie bis zum Boden herab hängen und unter der übrigen Kleidung sichtbar werden zu lassen. Im Orient ist der Schnitt der männlichen Jüdischen Kleidung der polnischen Judentracht ähnlich, aber der Muselmann zwingt die von ihm geduldeten Juden nur die blaue Farbe zu wählen; Hemde, Beinkleider, Gürtel, Talar sind dort von blauer Leinewand.

Die Juden der jetzigen Zeit bauen ihre Wohnungen dem Lande und dem Baugeschmacke des Volkes angemessen, in welchem und unter welchem sie sich aufhalten. Vornehme wohnen nicht nur bequem, sondern sogar prächtig, manche Judenhäuser in Schwaben, Franken, am Rhein, besonders auf dem Lande, (der städtischprächtigen

Wohnungen in Hauptstädten nicht zu gedenken,) sind sehr schön, und schöner als sie nicht leicht ein Christ von hohem Range besitzt. Ich kenne Judenwohnungen, welche alle Art von Bequemlichkeiten und der reichste Vorrath von kostbaren Geräthschaften zu einem schicklichen Aufenthaltsorte fürstlicher Personen eignen würden. Aber einige Auszeichnungen hat doch jedes jüdische Wohnhaus; ein Theil desselben, eine Wand wenigstens, muß daran unvollendet gelassen werden, zum Andenken an die Zerstörung Jerusalems. Gewöhnlich bleibt von der dazu bestimmten Seitenwand der Anwurf weg, und daran werden mit großen Buchstaben die Worte geschrieben: vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen. Eine andere Auszeichnung ist die Mesusse, welche an den Thürpfosten der Häuser und Wohnzimmer von den Juden befestigt werden muß. Nach den strengen Verordnungen der jüdischen Lehrer sollen alle Thüren der Häuser, Vorhöfe, der Ställe, Keller, Scheunen diese Auszeichnung erhalten. Thüren von Gemächern geringeren Gebrauchs, welche die Juden nicht zu Wohnungen der Ehre rechnen, sind davon ausgenommen. Die Mesusse ist eine kleine, viereckige Kapsel, von Holz, oder Blech, oft nur von Schilfrohr, oft aber auch sogar von Silber; sie hat an der einen Seitenfläche eine kleine viereckige Oeffnung, deren Bestimmung gleich angedeutet werden soll. Diese Kapsel dient zur Verwahrung einer kleinen Pergamentrolle, auf welcher biblische Sprüche stehen. Auf die inwendige Seite dieser Pergamentrolle werden zwey Stellen aus den Büchern Mosis (5. B. Mos.

6, 4—9 und Kap. 11, 13—22) auf zwey und zwanzig Linien sehr sauber geschrieben, so daß diese Linien gleichweit von einander abstehen. Auf die Aussenseite wird an derjenigen Stelle, wo sich inwendig der erste mosaische Spruch des fünften Buches mit den Worten: du sollst sie über die Pfosten deines Hauses schreiben und an die Thore — endigt, das Wort: Schaddai, der Allmächtige, geschrieben. Bey dem Zusammenrollen des Pergamentes kömmt dieses Wort obenan zu stehen, und, wenn nun die fertige Pergamentrolle in jene Kapsel geschoben wird, so muß dieses bedeutungsvolle Wort durch die Oeffnung an der Seitenfläche der Kapsel sichtbar werden. Damit aber der Staub nicht durch die Oeffnung dringe, wird sie, wenn alles in Ordnung ist, durch ein Stückchen Glasscheibe oder Hornscheibe geschlossen. So versehen heften die Juden diese Kapsel an die Thürpfosten oben rechter Hand schräg der Länge nach an, so daß sie jedem Ein- und Ausgehenden in die Augen fallen muß. Dieses Anheften geschieht unter Aussprechungen verschiedener Gebetsformeln. Eine will ich hier einschalten, sie diene zugleich als Probe anderer, deren sehr viele den heutigen Juden durch ihre Rabbinen vorgeschrieben sind. „Siehe, spricht der Jude, der die Mesusse für sich selbst anheftet, ich bereite meine Hände, zu bestätigen das Gebot von dem Anheften der Mesusse, wie mir mein Schöpfer befohlen hat; im Nahmen des Einigen, Heiligen, Hochgelobten, und seiner Schechina, (Inwohnung göttlicher Majestät); verborgen ist er und verheimlicht im Nahmen des ganzen Israels! Gelobet seyst Du, Jehovah, unser Gott, du

König der Welt, der du uns durch deine Gebote geheiliget und uns befohlen hast, die Mesusse anzuheften!"

Miethet sich der Jude eine Wohnung bey Christen nur auf kurze Zeit, so bleibt es seiner Willkühr überlassen, die Mesusse anzuheften. Selten unterläßt er es; Vorurtheil wirkt mächtig auf ihn; er wird größtentheils von unbeschreiblicher Furcht gequält, wenn er in einem Zimmer schlafen soll, an welchem keine Mesusse befestigt ist. Er glaubt, Gespenster und böse Geister hätten in diesem Fall volle Gewalt über ihn, und beyde fürchtet er ausserordentlich. Zieht er aus und ein Jude wird Nachfolger in seiner Wohnung, so läßt er die Mesusse zurück, nicht aber, wenn das Haus hinfort von Christen bewohnt wird. Nach der Meinung der Rabbinen ist die Kraft der Mesussen überaus groß. Der Tod weichet aus den dadurch gewaffneten Häusern; der Teufel kann die Bewohner nicht antasten, kein Zauberer ihnen schaden. Dafür aber muß auch die Stelle, wo die Mesusse befestigt ist, sehr rein gehalten werden. In einem Bezirk von einer Elle um sie her, darf nichts Unsauberes, kein Kehrigt u. d. gl. liegen bleiben. Wenn ein Jude durch die Thüre geht, so berührt er die Mesusse mit der rechten Hand, küßt diese, und spricht: der Allmächtige bewahre mich, der Allmächtige errette mich, der Allmächtige helfe mir von bösen Geistern, von aller Noth und Bedrückung. Amen! Selah!"

Den Juden ist verboten, ihre Zimmer durch Bildnisse, oder Figuren in halb- erhobener oder anderer Bildhauerarbeit auszuschmücken; aber in neueren Zeiten

hat viele, theils Neigung und Liebe zur Kunst, theils Nachahmungssucht, verleitet, der Strenge des Gesetzes durch listige Unterscheidungen zwischen gemalten, geschnitzten und gegossenen Bildern auszuweichen.

Das jüdische Küchengeräthe muß ganz neu erkauft seyn, von irdenem besonders dürfen Juden keinen Gebrauch machen, wenn es schon von andern benutzt ist. Am allerwenigsten dürfen sie sich solcher Gefäße bedienen, worin etwa schon irgend eine, ihnen verbotene, Fleischgattung gekocht worden seyn könnte. Anders ist es bey metallenen und steinernen Geschirren; sie können solche unter ihren Küchenvorrath aufnehmen, auch wenn sie nicht mehr neu sind, nur müssen sie vorher mit kochendem Wasser sorgfältig ausgewaschen seyn. Andere Gefäße brauchen die Juden zu Fleischspeisen, andere zu Milchspeisen; es ist ihnen verboten, beyde Gerichte in einer Schüssel, in einem Topfe zu kochen, oder auch nur mit einerley Löffel umzurühren. Die verschiedenen Geräthschaften in der Küche werden daher zu der Bezeichnung des Unterschiedes ihres Gebrauchs durch verschiedene Zeichen kenntlich gemacht, wovon das eine Milch, das andere Fleisch bedeutet, und ich kenne streng gesetzliche Juden, die, wenn sie aus Versehen Milchspeisen bey der Zubereitung mit dem Fleischbrühlöffel umgerührt hatten, das ganze Gerichte lieber auf den Hof warfen, als solches genießen wollten. Auch dürfen die Juden Milch- und Fleischspeisen nicht zu gleicher Zeit essen.

Ich würde sehr weitläuftig werden müssen, wenn ich hier der vielen strengen Verordnungen erwähnen wollte,

wodurch die Rabbinen das tägliche Leben ihrer Glaubens- genossen zu einem fortwährenden sklavischen Dienste machen; alles muß abgemessen seyn; für das Sitzen, Liegen, Stehen, Gehen, kurz für alles sind ängstliche Aufmerksamkeiten nothwendig, deren Verabsäumung als gefährlich geschildert wird. Ich will nur eine anführen; sie betrift die Stellung der Betten in den Schlafkammern. Das Obertheil des Bettes, worin man schläft, muß eine Richtung entweder nach Norden oder nach Süden haben; nach Osten oder Westen mit dem Kopfe zu liegen, ist verboten; Uebertretung dieses Gesetzes soll Verletzung der Ehrfurcht andeuten, die jeder Jude der Stadt Jerusalem und dem dortigen Tempel schuldig ist. So sagen die Rabbinen; aber wie überhaupt in neuesten Zeiten die vernünftigeren Juden lau gegen dergleichen Satzungen geworden sind, so werden sie jetzt nur noch von sehr gewissenhaften Männern, alten Schrots und Korns, beobachtet.

Unter den Gebäuden der Juden unserer Zeit ist die Synagoge, oder Schule das vorzüglichste. Es ist das öffentliche Bethaus der Gemeinde, zu feyerlichen Gebeten, zu Vorlesungen des Gesetzes und der Propheten, zur Vollziehung des Beschneidungsaktes, und andern gottesdienstlichen Handlungen bestimmt. Die Juden nennen die Synagoge Beß hakneßes, Haus der Versammlung, und wo wenigstens zehn erwachsene Israeliten beysammen leben, müssen sie einen solchen Versammlungsort zu bekommen trachten. Sie wählen zu der Erbauung einer Synagoge wo möglich abgelegene Orte, aber, wenn es seyn kann, an der höchsten Stelle der Städte oder Dörfer,

die von ihnen bewohnt werden. Erlauben es die Umstände, so muß das Gebäude über alle Wohnhäuser hinausreichen, und können sie dieß nicht bewirken, so wird doch an der einen Dachspitze eine hohe Stange errichtet zum Abzeichen der Würde des Hauses. An der äussern Mauer, nicht weit von dem Eingang, wird ein achteckiger Stern, entweder in Stein gehauen oder angemalt, angeheftet. Seiner wird bey den Hochzeitgebräuchen erwähnt werden. Zu beyden Seiten stehen einzelne Worte — z. B. Stimme der Freude und Fröhlichkeit — gegenüber: Stimme des Bräutigams und der Braut. Die Thüre der Synagoge muß so angebracht seyn, daß die Eintretenden sich sogleich gegen die Gesetzlade neigen können. Gewöhnlich steht über der Thüre: Pforte des Herrn; die Gerechten werden hineingehen. In den streng eingerichteten Synagogen findet man an der Seite des Eingangs folgende Erweckungen und Belehrungen: Höre! — wen? — Hebet eure Augen auf. — Den Allmächtigen, den höchsten König. — Wenn? — Am Morgen, am halben Abend, am späten Abend. — Rechts dem Eingange sieht man den Opferstock, mit der Aufschrift: Heimliche Gabe besänftigt den Zorn. Links ist ein anderer Kasten angebracht, mit dem Worte: Jerusalem, denn aus den Gaben, welche hier eingelegt werden, sollen die armen Juden in Palästina Unterstützung erhalten. Die innern Wände sind weiß übertüncht, auch wohl mit Holz getäfelt, und mit vielen Denksprüchen beschrieben, die zur Ermunterung zum Gebet und zur Erweckung der Andacht dienen sollen.

Der Fußboden wird, wenn es möglich ist, niedriger, als der Boden ausserhalb des Hauses, angelegt, so daß man etliche Stufen hinab steigen muß. Gegen die Ostseite hin steht der Gesetzkasten, Oron, eine aus kostbarem Holze verfertigte, große Truhe mit zwey großen hohlen Thüren. Darin wird die Gesetzrolle verwahrt. Die Rolle ist von Pergament, gar sorgfältig mit einer dazu besonders bereiteten Dinte beschrieben und wird in köstliche Zeuge, oder Mäntelchen gekleidet und oft mit edlen Steinen besetzt. Der Kasten erhält an seiner Vorderseite einen prächtigen Vorhang, und je reicher die Gemeinde ist, um so mannichfaltiger sind diese Behängungen, mit welchen an gemeinen Wochentagen, Sabbathen und Festtagen abgewechselt wird. Gewöhnlich stehen über dem Gesetzkasten die Worte: Ich habe den Herrn stets vor Augen, und ähnliche Denksprüche. Ist die Synagoge recht feyerlich eingerichtet, so steht neben diesem Kasten ein großer Leuchter von Messing mit sieben Armen, nach der Form des Leuchters in der ehemaligen Stiftshütte und in dem Tempel zu Jerusalem gebildet und mit Inschriften geziert. Auch hängt eine Lampe dabey mit acht Dochten. In mehreren Synagogen hängt ein großer Armleuchter in der Mitte, kleinere hängen an den Wänden zur Beleuchtung des an sich ziemlich finsteren Raumes.

In der Mitte der Synagoge steht erhaben ein viereckiger Tisch, zu welchem auf beyden Seiten Stufen hinaufführen. Darauf wird, dem Gesetzkasten ge-

genüber, ein viereckigtes Pult befestigt, zur Unterlage der Gesetzrolle, wenn daraus vorgelesen wird. Ueber der Mitte dieses Pultes hängt von oben herab ein sechseckiger Stern aus hölzernen Leisten verbunden. Es stehen auch wohl noch einige andere Schränkchen in der Synagoge, in der einem die Haphtores, Abschnitte aus den Büchern der Propheten, welche an Sabbathen, Fest- und Fasttagen nach dem Gesetze verlesen werden, aufbewahrt sind. Ingleichen finden hier schadhaft gewordene Gesetzrollen ihre Stelle; denn wenn irgend ein Schaden, ein Loch, oder dergleichen sich daran zeigt, so müssen sie hinfort ungebraucht liegen bleiben. In der Gesetzrolle darf überhaupt kein einziger Fehler, auch nichts durch Radiren verändert oder verbessert seyn.

Für die Besuchenden stehen Stühle in der Synagoge, aber von Verzierungen, Bildern, Malereyen ist nichts zu sehen. Dem weiblichen Theil des Volkes ist der Zugang versagt, aber neben an befindet sich eine Art von Gallerie, welche durch Jalousieen verwahrt und so eingerichtet ist, daß die Weiber darin aus- und eingehen können, ohne gesehen zu werden, auch daß sie alles sehen, was in der Synagoge vorgeht, ohne daß man sie dort gewahr wird.

Der Synagoge sind die Juden große Ehrerbietung schuldig. Mit unsaubern Schuhen oder Pantoffeln darf keiner eintreten; in der Synagoge sind Scherz, Lachen, unnütze Reden, Essen, Trinken, Spazierengehen, untersagt; man darf nicht in Sommertagen dahin gehen, um sich abzukühlen, auch dient sie nicht im Regen, um

unterzustehen; selbst wenn das Gebäude verwüstet ist, soll noch die Stätte unverletzlich und heilig bleiben.

Die Juden hoffen ohne Grund, es werde ihr ehemaliger Haupttempel zu Jerusalem einst wieder aufgebaut und der Mosaische Gottesdienst wieder in seinem ganzen Umfang hergestellt werden; ihre Synagogen sind daher nur sinnbildliche Aeusserungen dieser Hoffnung. Die Glaubenslehren der jetzigen Juden bestehen in dreyzehn Artikeln, wovon sich jeder anfängt: ich glaube mit einem vollkommenen Glauben — Sie heißen:

1) Gott ist Schöpfer, Regierer und Erhalter aller Creaturen; alles hat er erschaffen, alles erschafft er, alles wird er erschaffen in Ewigkeit.

2) Gott ist der einige, nichts ist ihm gleich; er ist allein der Juden Gott gewesen, ist es noch und wird es in Ewigkeit seyn.

3) Gott ist körperlos, hat keine körperliche Eigenschaften, kann mit keinem körperlichen Wesen in Vergleichung gestellt werden.

4) Gott ist der Anfang und das Ende, der Erste und Letzte.

5) Ihn allein muß man anbeten.

6) Was die Propheten gelehrt haben, ist Wahrheit.

7) Die Lehren und Weissagungen Moses sind Wahrheit; er ist Vater aller Wesen, die vor ihm und nach ihm gewesen sind und seyn werden.

8) Das ganze Gesetz, wie es noch in den Händen der Juden ist, hat Gott dem Moses selbst gegeben.

9) Dieses Gesetz bleibt unveränderlich, und nie wird Gott ein anderes Gesetz geben.

10) Gott kennt alle Gedanken, alle Werke der Menschen.

11) Gott belohnt diejenigen, welche seine Gebote halten, und straft die Uebertreter.

12) Der Messias wird noch kommen, und wenn er auch noch so lange ausbliebe, muß doch jeder Jude so lange auf ihn hoffen, bis er endlich kommt.

13) Die Todten werden auferstehen, aber die Zeit hängt von dem Willen des Schöpfers ab, dessen Name ewig hochgelobt sey.

Die heutigen Juden verrichten täglich zweymahl ihren Gottesdienst, Morgens vor Sonnenaufgang, und Abends ¾ Stunden vor Sonnenuntergang. Im Sommer beginnt der Abendgottesdienst gewöhnlich um 7 oder 8 Uhr, jeder währt ungefähr eine Stunde.

Den Sabbath, den siebenten Tag in der Woche, (aber nicht unsern Sonntag, sondern den Sonnabend) halten die Juden sehr heilig; sie verrichten keine Arbeit und bereiten sogar alle Speisen, die an diesem Tage genossen werden sollen, den Tag vorher zu. Am Morgen des Tages vorher, also am Freytage, kauft jeder Hausvater das Beste für die Sabbathsfeyer ein, besonders Fische und andere vorzügliche erlaubte Speisen. Die Rabbinen lehren, man solle den letzten Heller daran wenden, um durch gute Gerichte den Sabbath zu ehren, selbst borgen sey recht und verdienstlich zu dieser Absicht, der Fels (Gott) werde schon wieder helfen, daß das dazu erborgte Geld wieder zurückbezahlt werden könne. Sie dürfen am Sabbath kein Feuer

anzünden, andere, die nicht Juden sind, müßen dieß thun, sogar das Putzen der Lichter ist schon zuviel Arbeit und wird von christlichen Dienstboten verrichtet. In der Synagoge wird am Sabbath gebetet, es werden Abschnitte von den mosaischen Gesetzen vorgelesen und erklärt.

Ich erwähne hier kurz der übrigen vorzüglichsten Fest- und Feyertage der Juden. Der erste Tag eines jeden Neumondes wird von den Juden als halber Festtag gefeyert; die Jüdinnen können ihn als einen ganzen Feyertag begehen. Fromme Juden fasten den Tag vorher. Montag und Donnerstag in jeder Woche gelten als halbe Feyertage. Der Juden festliches Neujahr ist von dem bürgerlichen Neujahre verschieden und fällt in unsern März. Ihr Hauptfest ist das Passahfest, Fest der ungesäuerten Brode, Osterfest; es ist aber von dem Osterfeste der alten Hebräer sehr verschieden. Die Zurüstung zu dem Feste besteht darin, daß die Juden den nächst vorhergehenden Sabbath, welchen sie den Großen nennen, besonders heilig halten; dünne ungesäuerte Kuchen von Weizenmehl mit vieler Feyerlichkeit backen; alles Küchengeräthe sorgfältig scheuern und in den Häusern alles übrige gesäuerte Brod zusammensuchen und verbrennen. Am 14ten Tage des Monats Nisan müssen alle Erstgeborne fasten, und am Abend dieses Tages fängt das Fest an, welches acht Tage dauert; nur die zwey ersten und die zwey letzten Tage sind eigentliche Festtage, die vier mittlern Tage heißen gemeine Festtage und brauchen nicht ganz in Unthätigkeit verlebt zu werden.

Von der zweyten Nacht des Osterfestes werden bis zum Feste der Wochen erst 49 Tage gezählt; man nennt es das Omerzählen, oder das Zählen der Tage bis zur Erndte. Das Fest selbst dauert zwey Tage; der zweyte Tag soll den Zeitpunkt der Gesetzgebung in Erinnerung bringen, daher streuen die Juden Gras in ihren Häusern und schmücken die Synagogen mit grünen Bäumen. Ein allgemeiner Fasttag für alle Juden fällt am 17ten des Monats Tamus ein; es ist ein Trauertag, denn an diesem Tage sollen die Gesetztafeln zerbrochen, das Opfer im ersten Tempel aufgehoben, Jerusalem zum zweytenmale zerstört, die Gesetzrollen verbrannt worden seyn. Ein gleich allgemeiner Fasttag wegen der Zerstörung des letzten Tempels fällt auf den 9ten Tag des Monats Ath. Das bürgerliche Neujahr der Juden fängt mit dem Monat Tisri an, welcher in unsern September fällt; aber schon einen Monat vorher verkündigen sie es durch Blasen mit einem Bocks- oder Widderhorn, damit sich alle Rechtgläubigen durch Fasten und Bußübungen darauf vorbereiten. Am Tage vor dem neuen Jahre baden sie sich in fließendem Wasser. Den Neujahrstag selbst zeichnet eine besondere Feyerlichkeit aus, die darin besteht, daß, wenn in den Synagogen Vorlesungen gehalten und mit den Bockshörnern geblasen worden ist, die Juden nach dem Mittagessen ihre Sünden in den ihnen zunächst befindlichen Fluß oder Bach werfen. Auf den dritten Tag des Monats Tisri fällt die Erinnerungsfeyer an die Ermordung des Gedalja, da muß allgemein gefastet werden. Auf den zehenten tritt das Versöhnungs-

fest ein, der sogenannte lange Tag. Ich darf dessen Feyer nicht mit Stillschweigen übergehen. Nach dem Frühgebete schlachten die Juden Hähne, die Jüdinen Hühner, zur Büßung ihrer Sünden, und schlagen die sterbenden Thiere, unter mehreren Gebetsformeln dreymal um ihr Haupt. Die Hühner werden zur Abendmahlzeit verzehrt. Sie beschenken die Armen, hauen einander mit ledernen Riemen auf den Hintern, beten, brennen 24 Stunden lang Licht, u. dgl. Am 25ten des Monats Kisley, der in unsern December fällt, feyern die Juden acht Tage lang das Fest der Lichter oder Kirchweihfest. An jedem Abend werden geweihte Lichter angezündet, und an jedem Abend eines mehr, und doch darf bey diesen Lichtern keine Arbeit verrichtet werden; dazu müssen andere brennen. Es ist ein Freudenfest, an welchem sich jeder so viel Vergnügen macht, als er kann. Der Erinnerungstag der Eroberung von Jerusalem durch Nebucadnezar am 10ten des Monats Thebet verursacht einen allgemeinen Fasttag; so auch der 13te des Monats Adar, der in unsern März fällt. Die Juden nennen es das Fasten Esther; aber der folgende 13te und 14te, wird desto fröhlicher gefeyert, weil Hamans Anschlag, daß alle Juden ermordet werden sollen, zernichtet worden ist. So oft in der Synagoge, bey Ablesung der darauf passenden Bibelstellen, der Name Haman vorkömmt, machen die Kinder mit Hammer- und Klöppelschlägen großes Geräusch. Reichlicher, als an andern Festtagen, werden an diesem Allmosen gegeben.

Das froheste von allen jüdischen Festen, das am

15ten Tage des Monats Tisri seinen Anfang nimmt, ist das Lauberhüttenfest, welches 9 Tage lang währt, doch so, daß nur die 2 ersten und 3 letzten Tage ganze Festtage, die übrigen 4 nur halbe sind. Das Laubhüttenfest giebt fast die einzige Gelegenheit, bey welcher sich die Juden bemühen, den Ort, der ihnen zum Aufenthalt bey ihrer Feyer dient, köstlich, oft prächtig, bisweilen mit Geschmack auszuschmücken, und wobey sie oft feine Zierrathen anzubringen wissen. Es ist angeordnet, zu dankbarer Erinnerung an die Wohlthaten, welche Gott ihren Voraltern während ihres Aufenthaltes in der arabischen Wüste erzeigt hat. Sie tragen an diesem Feste, besonders an dem ersten Tage desselben, Früchte und dreyerlei Zweige in den Händen. Die Hütten, worin das Fest gefeyert wird, müssen unter freyem Himmel stehen, auch dürfen sie kein anderes Dach als von Zweigen haben und diese müssen so gelegt seyn, daß man den Himmel dadurch sehen und selbst Regen eindringen kann. Eigentlich sollen sie die ganze Zeit des Festes über sich in diesen Laubhütten aufhalten, darin kochen, essen, schlafen; sie werden daher mit schönen Gefäßen geziert und mit mancherley Früchten behangen. Kranken ist während der Zeit des Festes der Aufenthalt in den Hütten erlassen; bey heftigem Regenwetter wird auch andern verstattet, die Wohnung im Freyen mit der Wohnung in ihrem gewöhnlichen Hause zu vertauschen. Da überhaupt diese Verordnung in ihrem ganzen Umfang nur für warme Gegenden paßt, so zwingt das Clima die nördlich wohnenden Juden, Manches davon weniger pünktlich zu

beobachten. Während der Dauer des Festes sieht man die Juden mit einem Palmzweige, drey Myrten, und zwey Weidenzweigen, welche zusammengebunden in der rechten Hand getragen werden, in ihre Synagogen gehen. In der linken Hand tragen sie einen Citronenzweig mit seiner Frucht. In diesen Zweigen soll eine sinnbildliche Deutung verborgen liegen. Es werden in der Synagoge Umzüge um das Pult gehalten, zum Andenken an die feyerlichen Umzüge der Voraltern um den Altar in den Tempel zu Jerusalem. Am siebenten Tage werden die Umzüge siebenmal wiederholt, unter Gebeten, die aber geschwinder als gewöhnlich gesprochen werden müssen, weil, sagen die Rabbinen, auf der langen Reise in der Wüste oft sogar die Andachtsübungen hätten beschleunigt werden müssen. Das Pult wird mit Blumen geziert und die festliche Freude dieses und des folgenden Tages äußert sich in den ausschweifendsten Geberden und Mienen, so daß ein wenig unterrichteter Zuschauer dadurch in nicht geringes Erstaunen gesetzt wird. Die ganze Versammlung bewegt sich geräuschvoll, unnatürlich, scheint Verzückungen zu haben, schlägt an die Bänke mit den Weidenzweigen und schnattert Gebetsformeln her. Das Fest wird durch eine Einsegnung und durch eine feyerliche Abendmahlzeit eröffnet. Der neunte Tag des Festes heißt die Freude des Gesetzes, weil an diesem Tage die Vorlesungen aus den Gesetzrollen beendigt und wieder von Neuem angefangen werden.

Um in der Synagoge gottgefällig beten zu können, müssen die Juden den sogenannten großen Tallis,

Schulmantel, Gebetschmuck, (Tallis gedol) überhängen. Es ist ein großes wollenes oder seidenes Tuch, mit welchem sie sich den Kopf so bedecken, daß die vier Ecken, jede mit Denkfäden versehen, vorn auf der Brust herabhängen. Aber zu ihrem Gebete sind auch die Tephillin nothwendig, d. i. lederne Denkzettel mit ledernen Riemen, wovon sie einen vor dem Gebet an den bloßen Arm bis an die Hand, den andern an die Stirne binden. Sie sind aus schwarzem Kalbleder verfertigt, mit dem Unterschiede, daß der, welcher zur Stirne gehört und zwischen beyden Augen auf der Hirnschale befestigt ist, vier Abtheilungen, der andre nur eine hat. Ueberdieß haben die Juden bey ihrem Gebete auch einen Gürtel umgeschlagen. Von dem 13ten Jahre an muß der Jude mit diesen Tephillin beten.

Die Beschneidung ist unter den Juden einer von den vornehmsten Gebräuchen, oder gar der vornehmste; sie soll am 8ten Tage nach der Geburt vollzogen werden, aber Umstände ändern hierin. Gemeiniglich soll sie in der Schule vollzogen werden, und eine Eigenheit dabey ist, daß für den Propheten Elias auch ein Stuhl gesetzt wird, als ob er erwartet würde. In neueren Zeiten haben die Rabbinen die Beschneidung nicht für so gar nothwendig angesehen, und heimliche Juden in Spanien und Portugal unterlassen solche aus Furcht, dadurch verrathen zu werden. Ich übergehe so manche andere gottesdienstliche Gebräuche der Juden, von denen viele das Abentheuerliche einsehen; vielen scheinen ihre Ceremonien selbst ein sehr drückendes Joch ohne Sinn, Zweck, und

Menschenverstand, und die schwere Befolgung der Verbindlichkeiten ihres Gesetzes dünkt ihnen eine unerträgliche Forderung asiatischer überspannter Einbildungskraft, ohne daß dadurch irgend eine Vollkommenheit oder ein höherer Grad von Glück und Wohlfahrt erreicht werden könnte.

In den meisten deutschen Staaten giebt es zwey Secten unter den Juden, wovon sich die eine die polnische oder rechtgläubige, die andere die deutsche oder denkende nennt. Jene hält streng an der Väter Gesetzen, ist in ihren Sitten rauh und zum Theil von einem bedeutenden Bildungsgrade noch weit entfernt. Diese, die deutsche, urtheilt frey, lebt zwangloser, ist aufgeklärter auch in ihren religiösen Meinungen.

Es ist bekannt, daß die Juden selbst bey dem Genuß der Nahrung vielen strengen Regeln und Geboten unterworfen sind, welche ihren Unterhalt erschweren. Manche Speisen sind ihnen gänzlich verboten, oder doch nur unter großen Einschränkungen erlaubt, und alle meine Leser wissen, daß z. B. Schweinefleisch auch nicht einmal von ihnen berührt, geschweige denn unter irgend einer Zubereitungsform genossen werden dürfe. Die Juden lieben übermäßig fette, sehr stark gewürzte, häufig sehr süße Speisen. Der wohlhabendere, oder gar reiche Theil des Volkes, besonders der jüngere weibliche nascht gerne Zuckerwerk, und Buttergebacknes lieben alle sehr. Von den Aermern wird eine Menge von Hülsenfrüchten, Mehlspeisen, Zwiebeln, Knoblauch, scharfen Käsen verzehrt, so daß es kein Wunder ist, wenn unter diesem Volke sich weit mehr kränkelnde, schwächliche frühalte

Leute zeigen, als unter andern Völkern. Zwar Reinlichkeit, öfteres Waschen, Mäßigkeit wird in den mosaischen Gesetzen sehr empfohlen, aber häufig werden diese löblichen Verordnungen von den Juden nur zum Schein befolgt, häufig aber liegt auch in der Uebertreibung, in der Anwendung zur unrechten Zeit, der Grund, warum sie mehr schaden als nützen. Der gemeine Jude bestätigt es nur zu sehr, daß man unter strengen Reinigkeits-Gesetzen leben, und doch an sich selbst und in seinem Hauswesen vom Schmutze starren, und oft schon durch seinen Anblick Eckel erregen könne.

Ueber die Nützlichkeit der Juden im Staate, über ihren Charakter, über die Möglichkeit sie zu nützlichern Gliedern der Gesellschaft zu machen, als sie bisher im Allgemeinen waren, hat man vieles gestritten. Ich kann nicht richten, aber ich glaube, daß die Hoffnung, diese edlen Absichten zu erreichen, nicht sinken dürfe, und daß in den neuesten Zeiten große Schritte zu ihrer Erreichung geschehen seyen, da man die bürgerliche Freyheit dieses bisher sehr gedrückten Volkes zu erweitern, und den Juden den Vollgenuß der Menschenrechte, in weiterem Umfang einzuräumen angefangen hat. Ich darf hier meinen Lesern einige Bemerkungen des als Staatsmann berühmten Herrn von Dohm, in seinem Buch über die bürgerliche Verbesserung der Juden, nicht vorenthalten; sie betreffen auch den Charakter des Volkes, und es scheint mir, es sey nichts Treffenderes über diesen Gegenstand gesagt worden. Alsdann wird mir noch die Pflicht obliegen, einige Hausgebräuche, und

Ceremonien der Juden zu berühren, um diese Skizze beschließen zu können.

„Die Juden jedes Staates sind in demselben schon mehr eingebürgert, als es Fremde erst nach geraumer Zeit werden können. Sie kennen kein anderes Vaterland, als dasjenige, welches sie nun erhalten, und sehnen sich nicht nach einer fernen Heimath. Sie sind keine rohe und verwilderte Ziegeuner, keine unwissende und sittenlose Flüchtlinge. Viele unter ihnen in jedem Staate besitzen Vermögen, und noch mehrere besitzen vorzügliche Geistesfähigkeiten und Geschicklichkeiten. Wenn es erlaubt ist, von dem größten Theil einer Nation auf die eigenthümlichen Eigenschaften derselben zu schließen, so läßt sich sicher nicht leugnen, daß die Juden vorzügliche Klugheit, Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit und biegsame Fähigkeit, sich in alle Lagen zu versetzen, besitzen. Wenn Juden in wichtigen öffentlichen Geschäften gebraucht worden, ist man fast immer mit ihrem Eifer und ihrem Verstande zufrieden gewesen. Ihr Glück im Handel und in Fabriken ist bekannt, und sehr oft wird von denen, die es ihnen beneiden, ihrem Betruge zugeschrieben, was doch nur Folge ihrer größern Aufmerksamkeit und ihres Fleißes war. Wo den Juden die mechanischen Künste und Handwerke verstattet sind, liefern sie gewöhnlich sehr gute Arbeit. Der Druck, in dem sie bisher gelebt, ist Schuld, daß sie in den Wissenschaften und schönen Künsten nicht mehr gethan haben; an Fähigkeiten dazu fehlt es ihnen sicher nicht. Die meisten, die sich mit denselben beschäftigten, brachten es weit darin. Unter ihren größern

Kaufleuten findet man vielleicht mehr Ueberblick und Geschicklichkeit der Combinationen, so wie unter den kleineren und überhaupt ihrem gemeinen Mann, mehr Klugheit und Betriebsamkeit, als unter einer gleichen Anzahl Christen. Der moralische Charakter der Juden ist, so wie der aller Menschen, der vollkommensten Au bildung und der unglücklichsten Verwilderung fähig, und der Einfluß der äussern Lage hierin nur zu sichtbar.

Die Juden sind höchst anhänglich an die altväterlichen Lehren. Diese Anhänglichkeit giebt ihrem Charakter eine gewisse Festigkeit; ihre eigenthümliche Lehre und der Druck, worin sie leben, hat sie enger unter einander verbunden. In keinem Staate fallen die Armen der Juden dem Staate zur Last, sie werden von den Vermögenden versorgt, und die ganze Gemeinde nimmt sich der Angelegenheiten des Einzelnen an. Des Glückes des häuslichen Lebens scheinen die Juden mit mehr Einfachheit zu genießen, als es wenigstens jetzt bey den Christen in großen Städten gewöhnlich ist. Sie sind meistens gute Ehemänner und Hausväter. Der Ehestand ist bey ihnen unbefleckter, der Luxus noch lange nicht so hoch gestiegen, als bey den Christen. Von Verräthereу und Vergehungen gegen den Staat hat man sehr wenige Beyspiele; oft haben die Juden in Gefahren einen Eifer für das Wohl des Staates, worin sie leben, gezeigt, den man von so wenig begünstigten Gliedern nicht erwarten sollte.

Dieser guten Seite des jüdischen Charakters steht

die übertriebene Neigung der Nation zu jeder Art von Gewinn, ihre Liebe zum Wucher, zu betrügerischen Vortheilen, entgegen. Sie übertreten leicht die Staatsgesetze, welche zu Einschränkung des Handels dienen; Einfuhr oder Ausfuhr verbotener Waaren, Verfälschung der Münzen und edlen Metalle sind natürliche Folgen dieses Fehlers. Als sie noch vom Ackerbau in ihrem eigenen Staate lebten, selbst da sie unter den Römern zerstreut alle Rechte der Menschen und Bürger genossen, findet man diese Fehler nicht an ihnen; erst sei dem Zeitpunkte, da man angefangen hat, ihnen diese Rechte zu versagen, seit man sie gezwungen hat, blos vom Handel zu leben, sind Betrug und Wucher als auszeichnende Züge in dem Charakter der Juden immer mehr bemerkt worden. Seit Jahrhunderten gezwungen, nur vom Handel zu leben, ist der Geist dieser Beschäftigung ganz der ihrige geworden, und durch lange Vererbung hat er bey ihnen an Stärke und fehlerhafter Charakterstimmung zugenommen.

Um meinen Lesern einen deutlichen Begriff von der Umständlichkeit und Vielfachheit der jüdischen Ceremonien zu geben, führe ich sie zu einem jüdischen Mittagsessen, und lasse sie auf Alles, was dabey vorgeht, genau merken.

Die rabbinischen Vorschriften verbreiten sich dabey über Alles. Während der Mann seinem Handel nachgeht, soll ihm die brave Hausfrau das Mittagsmahl bereiten, damit er es finde, wenn er müde nach Hause kömmt, und

nicht lange warten müsse. Sie soll das Essen reinlich zurichten. Den Tisch soll sie rein decken und ein ganzes Brod auflegen, wohl ausgebacken, doch nicht verbrannt. Hat die Familie Vieh, so muß erst dessen Futter besorgt werden, ehe der Herr vom Hause zu Tische sitzt; denn, sagen die Rabbinen, 5. B. Mos. 11, 15. steht: „ich will deinem Vieh Gras geben auf deinem Felde, und du wirst essen und satt werden". Also das Vieh zuerst wolle Gott versorgt wissen. Wenn es fünf Stunden Tag gewesen, sollen die Juden ihr Mittagbrod einnehmen, ungefähr um eilf Uhr; die Rabbinen sagen wenn der Körper nicht zu rechter Zeit seine Nahrung erhalte, so zehre er von sich selbst, wie der Bär im Winter von seinem Fette. Ein studirender Gelehrter darf eine Stunde länger warten, ehe er Mittagbrod macht, als andere Juden. Jeder Jude ist gehalten, ehe er zu Tische sitzt, den Leib auszuleeren. Ist auch dieses Gesetz erfüllt, so wird ein Psalm Davids gesprochen, alsdann werden einige Stücke aus dem Gesetze hergesagt, hernach einiges aus der Stelle vom Manna, 2. B. Mos. 16, 22 — 26; ferner etwas aus dem Gesange bey dem Schilfmeer, 2. B. Mos. 15, 16 — 18, und dann der 23te Psalm ganz. Diese Vorübung beschließt eine Stelle aus dem Talmud. Ist das alles geschehen, so wäscht sich der Jude die Hände. Sie behaupten, dieses Händewaschen vor Tische mache reich, das Unterlassen dieses Gebrauches aber arm. Aber selbst dieses Händewaschen muß auf ängstlich vorgeschriebene Weise geschehen. Die Hände müssen sehr reinlich abgetrocknet und mehreremale gerun-

gen werden, dabey werden wieder verschiedene Gebete gesprochen. Sind Gäste gebeten, so reicht man dem Vornehmsten das Waschwasser zuletzt, damit er nicht zu lange auf das Tischgebet warten dürfe. Nun setzen sich alle zu Tische. Der Baal Bois, Hausherr, nimmt das Brod in die Hand und schneidet an der Seite, wo es am besten ausgebacken ist, hinein, ohne abzuschneiden. Er legt es nieder und spricht den Segen, den alle Anwesende mit Amen beantworten. Sind Fremde zugegen, so bekomplimentirt er sie vorher mit den Worten: Mit Erlaubniß, meine Herren und Lehrer. Unter dem Segensprechen faßt er das Brod mit beyden Händen. Der Segen muß sehr bestimmt ausgesprochen und bey dem Namen Jehovah das Brod in die Höhe gehoben werden. Hierauf bricht er das abgeschnittene Stück ab, schneidet ein Stück, ungefähr so groß als ein Hühnerey, ab, taucht es dreymal in Salz und ißt es, ohne ein Wort zu sprechen. Nimmt er das Stückchen zu klein, so hält man ihn für einen Geizhalz; nimmt er es zu groß, so wird er für einen Fresser gehalten. Er schneidet nun für jeden am Tische ein Stück ab und legt es vor sich hin, damit es jeder selbst nehme; nur wer in Trauer ist, dem wird dieser Segensbissen in die Hand gegeben. Von diesem gesegneten Brode soll jeder Tischgenosse bey dem Schluß der Mahlzeit noch einen Bissen nehmen, damit ihm der Geschmack davon lange im Munde bleibe; aber weder ein Thier, noch ein Nichtjude darf etwas davon bekommen. Während der Mahlzeit sind den Juden alle leichtsinnige Reden verboten; sie sollen ehrbar und bescheiden da sitzen

und sich von Gott und seinen Geboten unterhalten. Oder nach dem rabbinischen Buche Orach Chaijm sollen sie gar nichts reden; ja, wenn einer nieset, soll man während der Mahlzeit nicht einmal den Wunsch Assussa (Arzeney), statt unseres: Wohl bekomm es, aussprechen. Zwey dürfen nicht zugleich in die Schüssel greifen, einer muß auf den andern warten. Die Schüssel darf nicht ganz ausgeleert werden, der Diener soll das Uebrige bekommen. Den Becher, wenn er nicht gar zu klein ist, soll Niemand auf einmal leeren, aber bey dem zweyten Trunke soll nichts mehr darin seyn. Den ausgeleerten Becher darf man nicht auf den Tisch stellen, sondern man muß ihn so lange in der Hand halten, bis ihn der Diener wieder gefüllt hat.

Der Aufwärter bey jüdischen Mahlzeiten kann erwarten, daß ihm von jedem Gerichte etwas zugetheilt werde; wenn aber nur zwey erwachsene Juden am Tische sind, so kann er mitspeisen, ohne erst Erlaubniß dazu zu haben. Bey jedem Glase Wein, das man dem Aufwärter reicht, muß er das Segensgebet wiederholen, weil er bey dem ersten nicht wissen konnte, daß noch andere gereicht werden würden, und also die folgenden nicht unter dem ersten Segen mitbegreifen konnte. So auch bey jedem Gerichte; nur wenn ein vornehmer Jude mit zu Tische sitzt, kann es der Aufwärter bey dem ersten Segen bewenden lassen, weil er da schon voraussetzen konnte, der Ehrenmann werde ihm von jeder Schüssel Etwas zukommen lassen. Bey jeder Mahlzeit sollen der Prophet

Elias und die Schutzgeister der Tischgenossen zugegen seyn und auf das Betragen eines Jeden Acht geben. Sie fliehen, sobald Unarten vorfallen, Zank und Schlägerey entsteht, und dann kommen böse Engel zum Schaden und Verderben der Gäste. Um den Elias und die Schutzengel nicht zu treffen, soll niemand Fischgräten oder Knochen hinter sich werfen, auch soll, damit diese Engel sich nicht verletzen, niemand ein Messer auf dem Rücken liegen lassen. Arme müssen bey der Mahlzeit bedacht werden, man muß sie fröhlich speisen und tränken. Ueber das erste Glas Wein muß der Hausvater den Segen sprechen; er hält es in der Hand und spricht zu den Gästen: „Dünket es euch, meine Herren? Gelobt seyst du Jehovah, unser Gott, König der Welt, der geschaffen hat die Frucht des Weinstocks!" Wo es bey der Mahlzeit streng hergeht, müssen die Hände zwischen dem Fleisch und Fisch wieder gewaschen werden; das heißt das Mittelwaschen; doch, das beobachten nur sehr wenige. Ehe die Mahlzeit beschlossen ist, müssen die Juden den 137 Psalm sprechen, und alsdann erfolgt die Danksagung; ehe diese geschehen ist, darf weder das Brod noch das Tischtuch weggenommen werden. Es soll kein ganzes Brod auf dem Tische liegen bleiben, damit der Schein vermieden werde, als ob man damit Abgötterey treibe. Ehe die Danksagung gesprochen wird, werden die Messer vom Tische genommen, oder doch zugedeckt, denn einst sey, so sagen die Rabbinen, ein frommer Jude, der das Dankgebet verrichtet habe und darin an die Worte: „erbaue wieder dein heiliges

Jerusalem," gekommen, von Schmerz über die Zerstörung so hingerissen worden, daß er ein vor ihm liegendes Messer ergriffen und sich damit ermordet habe. Aber auch die Hände müssen noch vor der Danksagung gewaschen werden. Bey diesem Waschen sind wieder seltsame Gebräuche zu beobachten; die Finger werden z. B. nur bis an das zweyte Glied eingetaucht. Wo möglich müssen drey erwachsene Juden beysammen seyn, wenn die Danksagung gesprochen wird, man zieht daher lieber noch einen dritten hinzu, wenn er auch nur einige Bissen genossen hätte. Wer aber die Danksagung sprechen will, muß sich völlig gesättigt haben. Die Danksagung selbst muß über einem frisch und voll eingeschenkten Glase Wein geschehen; das Glas muß vorher rein gespült und fehlerfrey seyn, kurz, auch sogar dabey sind viele Aufmerksamkeiten nöthig. Der die Danksagung verrichtet, hält das Glas erst in beyden Händen, sodann in der rechten Hand, ungefähr eine Faust hoch über dem Tische und spricht: „Den Becher des Heils hebe ich auf und will den Namen des Jehovah anrufen." Jeder Anwesende spricht nun bey sich ein vorgeschriebenes Gebet vor der Danksagung. Alsdann sagt der, dem die Danksagung aufgetragen ist: „Meine Herren, wir wollen benschen," d. i. danksagen. Die Danksagung selbst ist ein langes Gebet, das sich mit dem Segen über den Wein und einem Amen der Anwesenden endigt. Jeder trinkt nun sein Glas aus; ist aber nur noch das einzige Glas des Vorbeters voll Wein da, so trinkt dieser ein wenig und läßt

die übrigen Tischgenossen auch, einem nach dem andern, trinken.

Meine Leser erkennen an dieser Probe die kleinlichen Spitzfindigkeiten, wodurch die Rabbinen die einfachen mosaischen Verordnungen entstellt haben, und auf gleiche Weise müssen alle Verrichtungen in der Lebensbahn eines Juden behandelt werden, vom ersten Erwachen an bis zum Schlafengehen, und von der Wiege bis zu der langen Nacht, die durch keine Gebote mehr gestört wird.

Meine Leser sind berechtigt, noch die Beschreibung einiger anderen jüdischen Gebräuche, besonders der Heirathsgebräuche von mir zu erwarten; ich gebe sie hier. Auch in Ehesachen sind die heutigen Juden sehr abergläubisch und behaupten mit vollem Eifer das, was in Hindeutung auf eine gute Zukunft gewöhnlich gesagt wird: Ehen werden im Himmel geschlossen. Alle Seelen, sagen sie, seyen von Anbeginn von Gott erschaffen und gepaart worden; die, welche sich nun durch die Ehe verbänden, seyen darin sehr glücklich; unglücklich aber die von Gott nicht Gepaarten. Demohngeachtet liegt aber bey heutigen jüdischen Eheverbindungeu das Interesse zum Grunde, denn sie handeln und schachern bey ihren Bewerbungen, als ob von Waaren die Rede wäre. Es wird hin und her geboten, bis ein Handschlag die Sache richtig macht. Das wird gewöhnlich durch einen Freywerber besorgt. Dessen Amt hat nun ein Ende und der Tag der Verlobung wird angesetzt.

Dabey versammeln sich außer dem Brautpaar, dessen Aeltern und den nächsten Verwandten und Freunden, auch ein Rabbiner und ein Schreiber, der die Ehekontrakte aufsetzt. Dieser muß vorher schwören, Alles getreulich aufzusetzen, wie es verabredet worden. Ist der Kontrakt aufgesetzt und allerseitig genehmigt, so geben sich die Väter des Brautpaares einander vor fremden Zeugen die Hände; Anverwandte gelten nicht. Der Rabbiner verlangt nun in einer besondern Anrede eine nochmalige mündliche Bestättigung dieses Kontraktes. Hierauf nimmt der Bräutigam einen Becher mit Wein, spricht den Segen darüber, trinkt und giebt der Braut zu trinken. Aber ein anderer lermvollerer Gebrauch unterbleibt dabey selten. Es werden nämlich junge Bursche hereingerufen, von denen jeder einen neuen irdenen Topf mitbringt. Sobald diese Bestätigungen des Vertrages erfolgt sind und die Anwesenden Glück gewünscht haben, werfen jene ihre Töpfe mit großem Geräusche zur Erde, daß sie in Scherben zerfallen. Die Väter der Verlobten und jeder Anwesende nimmt einen Scherben zum Andenken mit. Auch Braut und Bräutigam erhalten von den Vätern einige von diesen Scherben, die sie wohl verwahren, und wenn eines von beyden in der Ehe stirbt, legt ihm das andere seine Scherben bey der Beerdigung auf die Augen. Braut und Bräutigam pflegen sich nun, während des folgenden Gastmahls, gegenseitig zu beschenken.

Ich übergehe die Heiraths-Kontrakte, und andere Briefe, die noch vor der Hochzeit über Beybringen, Witthum, u. dgl. ausgestellt werden. Der Hochzeittag wird

nun festgesetzt, und zwar gerne im Vollmonde oder doch im Zunehmen des Mondes. Acht Tage vor der Trauung dürfen Braut und Bräutigam nicht ausgehen, um nicht behext zu werden. Ist der Ausgang schlechterdings, Geschäfte halber, nothwendig, so müssen den Bräutigam zwey Mannspersonen, die Braut zwey Weibspersonen zur Beschützung begleiten. Indessen kommen fleißig die Gespielen und Gespielinnen zu den beyderseitigen Verlobten, um ihnen bey Spiel, Scherz und Wein die Zeit zu verkürzen.

Die Callah (Braut) muß sich den Tag vor der Hochzeit in kaltem Wasser baden, und an Orten, wo viele Juden wohnen, wird sie von vielen Weibern mit Musik in das Bad und wieder zurück begleitet. Bräutigam und Braut schicken sich an diesem Tage Gürtel zu, er ihr einen Gürtel mit goldenen Spangen, sie ihm einen mit silbernen. Ein Rabbiner bringt diese Geschenke. In Pohlen sendet die Braut dem Bräutigam einen Tallis, einen leinenen Sterbekittel und eine leinene Sterbemütze; der Bräutigam überschickt der Braut dagegen ein Paar gestickte Schuhe und Pantoffeln, nebst einer Mütze.

Am Morgen der Hochzeit wird der Bräutigam von zwey Ehemännern, die Braut von zwey Ehefrauen abgeholt und vor die Thür der Synagoge begleitet. Dort empfängt sie der Rabbiner und nöthiget beyde, sich auf eine Bank oder auf Stühle niederzusetzen. Der Bräutigam nimmt alsdann die Braut bey der Hand und spricht ein wenig mit ihr. Jedes Glied der Gemeinde, die sich nun zum Frühgebet sammelt, nimmt aus einer, von den

Aeltern des Brautpaars dazu aufgestellten, Schüssel mit Getreide etwas heraus und wirft das Paar damit unter dem Zuruf: Seyd fruchtbar und mehret euch. Der Bräutigam wird von denen, die zu seiner Hochzeit geladen sind, an der Hand dreymal im Kreise herum geführt, die Braut eben so von den Weibern. Jeder hat ein brennendes Licht in der Hand. Die Frauen führen nun die Braut wieder nach Hause, der Vorsänger führt den Bräutigam zu den heiligen Schranken am Altare in der Synagoge. Es wird ein Lobgesang dem Schöpfer gesungen und hierauf der Bräutigam von den Hochzeitgästen nach Hause geführt. Erst jetzt schmücken sich Braut und Bräutigam zur Copulation. Es sind zum Ausschmücken der Braut besondere Weiber bestellt; sie flechten ihre Haare in Zöpfe und fügen eine kostbare Mütze oder Haube hinzu. Ein Hauptstück des Putzes muß der Schleyer seyn, den die Braut vor die Augen zu halten verbunden ist, damit sie nicht im Gesichte gesehen werde. Junge Mädchen singen ihr Lieder vor, welche ihr Betragen an diesem Tage bezeichnen. Sie muß indessen ihre Standesveränderung beweinen.

Braut und Bräutigam müssen bis nach der Trauung fasten, die erst des Nachmittags geschieht; auch müssen sie sich viele Neckereyen gefallen lassen. Nach strengen Gesetzen soll das Paar weiße Schuhe tragen, der Bräutigam einen langen Traumantel umhängen, die Braut eine Art Mantel oder Decke, Sargenes genannt, wie die Juden an dem Versöhnungsfeste tragen. Ueber dem Kopfe des Bräutigams hängt der Gebetmantel,

Tallis, oder, wie in Worms, eine Trauerkappe. Die Trauung geschieht unter einem Thronhimmel oder einer Decke, Chuppah. Er ist mit Franzen geziert und wird von vier Knaben auf Stangen getragen. Wo sich eine Synagoge befindet, wird die Trauung an der Außenseite, an welcher der achteckige Stern in der Mauer eingehauen ist, unter freyem Himmel, sonst aber in einem reinlichen Hofe oder auf offener Straße verrichtet.

Wenn der Bräutigam, von Mannspersonen begleitet, die Braut im Gefolge von Frauen, unter dem Chuppah ankommen, so ruft alles: Gesegnet sey, der da kommt! Die Braut wird nun dreymal um den Bräutigam herumgeführt; dieser führt selbst die Braut einmal um den Chuppah herum, wobey sie von dem Volke mit Weizen und Korn geworfen werden, unter dem Zuruf: Seyd fruchtbar und mehret euch! Braut und Bräutigam stellen sich unter den Thronhimmel mit dem Gesichte gegen Mittag, mit dem Rücken gegen Mitternacht gekehrt. Der Rabbiner legt ihre Hände in einander, und deckt den Gebetmantel über ihre Köpfe. Er nimmt hierauf ein Glas mit Wein, trinkt, und läßt auch Bräutigam und Braut trinken. Der Bräutigam giebt dem Rabbiner einen goldenen Ring; dieser betrachtet ihn mit Zeugen, welche urtheilen, daß er ächt sey. Er giebt ihn dem Bräutigam zurück, der ihn nun der Braut an den Zeigefinger steckt, mit den Worten: Siehe, durch diesen Ring sollst du mir verehliget seyn, nach dem Rechte Mosis und Israels. Es werden die Heyraths-Kontrakte vor Zeugen abgelesen. Der Rabbiner nimmt wieder ein Glas Wein,

segnet es, trinkt davon mit einigen Anwesenden, und gießt das Uebrige zum Zeichen der Freude auf die Erde. Alle Hochzeitgäste wünschen nun dem Brautpaar Glück und Seegen. Der Vorsänger überreicht dem Bräutigam ein volles Glas mit Wein, über welches er den Seegen gesprochen hat Bräutigam und Braut trinken davon, und der Bräutigam wirft zuletzt das Glas mit dem darin noch vorhandenen Weine nach dem Sterne hin an die Wand, so daß es zerspringt. Heyrathet er eine Wittwe, so wird das Glas auf die Erde geworfen. Mit dieser geräuschvollen Scene endigt der jüdische Trauungs-Akt. Die Braut wartet ihn nicht ganz ab, sondern geht mit ihren Begleiterinnen nach Hause. Aber der Bräutigam bricht nun schnell auf mit seiner Begleitung, ihr nacheilend, um noch früher nach Hause zu kommen; denn nur, wenn er diese Absicht erreicht, bleibt ihm die Herrschaft im Hause.

Wie heißhungerig fällt das Brautpaar über ein gekochtes Huhn her, denn länger kann es das Fasten nicht aushalten. Gegen Abend ist dann große Mahlzeit, wobey es nicht nur lustig, sondern auch sogar, besonders an dem Tisch der jungen Leute, unartig herzugehen pflegt. Dort fallen sie die aufgetragenen Speisen förmlich an, zerreißen sie, zerren die Stücke einander aus den Händen. An dem Tische der erwachsenen Mannspersonen herrscht mehr Ruhe, dort hält einer eine Rede, worin er die Glückwünsche erneuert. Ist die Mahlzeit fast zu Ende, so übergeben die Hochzeitgäste ihre Geschenke. Gebete folgen, endlich Lustbarkeiten und Tänze. Bey

reichen Juden währt die Hochzeitfeyer sieben Tage, der Bräutigam soll während dieser Zeit sich aller Geschäfte enthalten, und nur der Freude leben. Der jüdische Bräutigam verlangt von seiner Braut unverletzte Keuschheit, und vier Frauen werden dazu verpflichtet, am Tage nach der Hochzeit Zeugnisse davon aus der hochzeitlichen Kammer zu bringen. Fehlen diese, so kann der junge Ehemann seine junge Frau verstoßen, ohne ihr das Eingebrachte zurückzugeben. Die junge Frau darf hinfort ihre Haare nicht mehr sehen lassen, und der junge Ehemann ist verbunden, seinen Bart nie ganz abzuscheeren, sich auch dazu keines Rasiermessers mehr zu bedienen, sondern das, was er abschneiden will, mit der Scheere abzuzwicken. Reiche Judenfrauen hintergehen das Gesetz, das ihrer Lust, sich zu schmücken, hinderlich ist, indem sie sich künstliche Haartouren von Seide verfertigen lassen.

Nichtjuden werden nicht gerne bey jüdischen Hochzeiten zugelassen, aber die Armen ihres Glaubens sind willkommen, und erhalten viele Geschenke an Speisen und Getränke, denen auch noch Geldgaben beygefügt werden. Häufig machen diese in Menge versammelte Arme bey Judenhochzeiten gar viel Lerm, und ihre Lust artet oft in ungesittetes Betragen aus.

Wenn ein Jude erkrankt, so wird er von andern Juden fleißig besucht, auch sucht der jüdische Arzt ihm Hülfe und Erleichterung zu verschaffen; aber mehr und bessere Hülfe erwartet er von vier geistigen Mitteln, 1) Almosen, frommen Stiftungen; 2) Geschrey zu Gott um Hülfe; 3) Veränderung des bisher geführten Na-

mens durch den Rabbiner, welcher Gott bittet, daß mit dem Namen des Kranken auch sein Leib und Gesundheitszustand verändert werde; 4) Angelöbniß, nach erlangter Gesundheit seinen Lebenswandel zu bessern. Einige setzen noch hinzu, 5) Veränderung des Ortes; und von diesen Mitteln halten sie sehr viel. Es werden allerley abergläubische Dinge mit dem Kranken vorgenommen, auch Proben angestellt, die geheimnißvoll seine Genesung oder sein Ende deuten sollen. Verschlimmert sich das Uebel, so wird der Kranke zum Tode vorbereitet, er soll beichten, unrecht erworbenes Gut erstatten, Vermächtnisse für Arme festsetzen und dergleichen. Er betet fleißig, und segnet endlich, wenn er das Annähern des Todes fühlt, seine Kinder ein, indem er ihnen die Hand auf das Haupt legt. Ringt er endlich mit dem Tode, so darf von allen Anwesenden Niemand hinweggehen, bis er verschieden ist, Niemand darf ihn anrühren, Niemand etwas zu seiner Erleichterung thun, weil vielleicht sein Ende dadurch beschleunigt werden könnte. Die Anwesenden beten für ihn um Gnade bey Gott. Die Rabbinen sagen: die härteste Todesart, Aßkero, (Sterben an Halsentzündung) sey, wie wenn man Klette, die sich in Wolle verwickelt, gewaltsam ausziehen wollte; die leichteste, Neschika (ein Küssen), indem die Seele gleichsam durch einen Kuß von einem genommen werde. Ueberhaupt wollen die Rabbinen 903 verschiedene Todesarten unter den Menschen bemerkt haben. Die leichteste soll so leise und kaum bemerkbar vor sich gehen, als wie man ein Haar aus einem Gefäße mit Milch nimmt.

Erst 7 bis 8 Minuten nach dem Absterben eines Juden darf ihn jemand anrühren. Man legt ihm eine Feder auf den Mund und urtheilt, er sey wirklich todt, wenn die Feder keine Bewegung macht; hierauf werden ihm Mund und Augen zugedrückt, und die nächsten Verwandten zerreißen zum Zeichen der Trauer ihre Kleider. Die Juden nehmen den Todten hierauf aus dem Bette, legen ihn auf Stroh, strecken ihm Hände und Füße der Länge nach aus, bedecken ihn mit einem schwarzen Tuche, und stellen ihm ein brennendes Licht zum Haupte; alle Hausbewohner und Hausnachbarn des Verstorbenen müssen nun alles Wasser im Hause ausgießen, einem alten Aberglauben zu Liebe. Das Reißen ist eine schlimme Sache; bey der Trauer um Vater und Mutter müssen Risse, einer Faust tief, in alle Kleider, die der Trauernde anhat, gemacht werden. Die Risse werden vorn an der Brust, vom Halse herunter, angebracht, stehend, und müssen vorschriftmäßig ausfallen, sonst gilt die Trauer nicht. Heulen und Schreien über dem Todten wird für Sünde gehalten, für Auflehnen gegen Gottes Willen.

Kein Jude darf sich weigern, Etwas dazu beyzutragen, daß der Todte gehörig bestattet werde; es wird für verdienstlich gehalten, sich der Pflicht, Todte zum Begräbniß zuzubereiten, eifrig zu unterziehen. In großen Gemeinden giebt es ganze Gesellschaften, deren Mitglieder aus den Vornehmsten und Gelehrten bestehen, welche unter Gebeten die Zubereitung der Todten zum Begräbniß besorgen. Man nennt sie Kabronim, (Todtengräber),

auch die heilige Gesellschaft. Männer besorgen männliche, Weiber weibliche Leichen Nach vielen Reinigungen mit Wasser, werden dem Leichnam die Sterbekleider angezogen, die aus 5 Stücken bestehen müssen, wenn nehmlich streng gehalten wird, was die Rabbinen verordnen. Diese fünf Stücke sind eine Mütze, lange Beinkleider, an welchen sich die Strümpfe befinden, ein Hemde, ein Sterbekittel mit Gürtel dazu, eine Art Mantel, alles von Leinewand, sehr sorgfältig genäht. Der Sarg besteht nur aus vier schlecht zusammengefügten Brettern; auch der gewöhnliche Tallis oder Gebetmantel wird dem Verstorbenen mit zu Grabe gegeben; er liegt unter dem Kopfe und dient mit zu Verhüllung desselben. Eine Ecke von dem Tallis muß aus dem Sarge herabhängen. Es giebt Orte, wo der Leichnam eines verstorbenen Juden erst im Grabe auf die vorbeschriebene Weise behandelt wird; er erhält in diesem Fall nur vier Bretter zum Sarge, die ihn wie ein Rahmen einfassen; mit dem Rücken liegt er auf bloßer Erde. Nur Erstgebohrne müssen auch da einen ganzen Sarg bekommen, doch muß das Bodenbret eine Oeffnung behalten. Nach den Satzungen der Rabbinen darf die Leinewand zu den Sterbekleidern nicht zu fein seyn, damit der Reiche hierin keinen Vorzug vor dem Armen habe. Vor Zeiten, sagen sie, habe man in sehr kostbaren Kleidern begraben, allein in jener Welt hätten sich die ärmlich gekleideten Juden vor den reich-gekleideten geschämt, und darum sey diese Gewohnheit aufgehoben worden. Doch wird das Gesetz oft übertreten, und man sieht bisweilen Sterbekleider von

der feinsten Leinewand mit den kostbarsten Spitzen besetzt. So lange der Todte noch im Hause liegt, müssen die nächsten Verwandten trauern, und, wenn es streng genommen wird, sogar sieben Tage lang auf der Erde sitzen, dürfen weder Fleisch essen, noch Wein trinken und sind von allen Gebeten und Geboten frey. Die Leiche wird auf das geschwindeste zur Erde bestattet; stirbt der Jude am Freytage, so kann es geschehen, daß er in drey Stunden lebendig, todt und begraben ist. Ist es zu spät, daß er noch vor Anbruch des Sabbaths begraben werden könnte, so bleibt er über den Sabbath liegen. Nun folgt der Sonntag der Christen, an welchem die Juden kein Leichenbegängniß halten dürfen, und in diesem Fall liegt die Leiche drey Nächte zu Hause. Gewöhnlich aber geschieht die jüdische Beerdigung äußerst eilig, auch rennen die Träger mit dem Sarge, als verfolgte sie Jemand. Alle Juden einer Gemeinde müssen die Leiche zu Grabe begleiten; hat einer wichtige Geschäfte, deren Versäumniß ihm großen Schaden brächte, so muß er der Leiche wenigstens vier Ellen weit von seinem Hause angerechnet folgen. Bey dem Heraustragen aus dem Hause müssen die Füße des Verstorbenen voran kommen, und die Zurückbleibenden müssen ihm einen Topf nachwerfen, und dadurch alle Traurigkeit verscheuchen. Den Trägern und Leidtragenden folgt die Gemeinde, aber ja nicht Paarweise, sondern in Haufen, ordnungslos. Vor dem Begräbnißplatze muß ein Wassergefäß stehen, worin sich die ganze Leichengesell-

schaft die Hände wäscht. Es wird eine Trauerrede am Grabe gehalten; alle Anwesende bitten den Todten um Verzeihung, wenn sie ihn sollten beleidigt haben. Hierauf wird der Sarg in das Grab gesenkt, aber ohne Deckel; einer von den Todtengräbern steigt mit hinab, um zu sehen, ob noch Alles an der Leiche in gehöriger Ordnung sey. Ein mit Erde gefülltes Säckchen wird dem Todten unter den Kopf gelegt und der Sarg zugedeckt. Reiche Juden wenden vieles Geld auf etwas Erde aus dem gelobten Lande, womit das Säckchen gefüllt wird. Die nächsten Freunde werfen nun die ersten Schaufeln mit Erde auf den Sarg, und Jeder vom Gefolge muß nach ihnen drey Schaufeln voll darauf werfen. So wird das Grab vollgeschüttet. Unter vielen Gebeten eilen sie schnell von dem Begräbnißplatze hinweg, rupfen dreymal Gras ab, werfen es dreymal über den Kopf hinter sich und sprechen: erinnere dich, daß du Staub bist. Den Begräbnißplatz halten die Juden in hohen Ehren und verbieten darauf zu lustwandeln, zu essen, zu trinken, u. s. w. Gewöhnlich ist ein kleines, schlechtes Häuschen auf diesem heilig gehaltenen Platze, worin, wenn es nicht zu Hause geschehen konnte, die Leichen abgewaschen werden. Auch ein Opferstock befindet sich dabey, denn jeder Leidtragende und Begleiter muß bey dem Weggehen eine Gabe für die Armen spenden. Die Juden errichten ihren Verstorbenen breite, aufrechtstehende Tafeln mit Inschriften von Stein oder Holz; sie haben an dem Kopfe des Verstorbenen ihre Stelle.

Ich erwähne nur kurz, daß die Juden unter sich, bey Geschäften mit Christen und Nichtjuden, eine eigenthümliche Sprache, ein sogenanntes Rothwälsch, in Deutschland Judendeutsch genannt, gebrauchen. Aber nicht in Deutschland allein, auch unter allen andern Nationen, mit welchen sie vermischt leben. Diese Sprache besteht aus Vereinigung hebräischer, rabbinischer, eigens erfundener Wörter mit Wörtern aus der Landessprache. Gewöhnlich erhalten die hebräischen und rabbinischen Worte Endigungen, wie sie in der Landessprache üblich sind; z. B. er hat gegannfet (gestohlen), von dem hebräischen ganaf, stehlen.

V.B. 7te Taf.

V. B. 8te Taf

Die Haushaltung der Finnen.

Taf. VII. und VIII. 21 — 25.

Finnland, so weit es dem schwedischen Scepter unterworfen ist, dehnt sich von dem sechzigsten bis sieben und sechzigsten Grade der Breite, in einem Flächeninhalte von mehr als vier tausend Quadratmeilen aus. Wo das Clima noch am gelindesten ist, gegen Süden, gleicht es dennoch schon dem von Petersburg, wo die Kälte oft über 50 Grade Reaumur steigt; nach Norden hin wird die Temperatur wie in Lappland; sieben bis acht Monate lang starren Boden und Wasser von Eis, deckt eine ungeheure Schneehülle die weite Gegend; aber plötzlich erwacht die Natur, ersteht aus dem langen Schlummer, alles blüht, grünt, reift, und lange Tage schließen sich den herrlichsten, heitersten Nächten an; der kurze Sommer eilt, seine Bestimmung zu erfüllen, und Menschen und Thiere sind geborgen. Finnlands Boden ist fruchtbarer als Schwedens Boden, aber der schwedische Landmann thut mehr für sein Eigenthum als der Finne, dem eine schlechte Bestellung des Ackers angebohren ist. In Finnland wird noch immer das zur Getreidebestellung erkohrne Stück Feld auf gut nordische Art durch

Sweden urbar gemacht. Die Art ist schlecht und verderblich; man erwählt ein Stück Wald und haut darin alles Baum- und Strauchwerk nieder; alles bleibt liegen, bis es trocken ist; alsdann wird Feuer angelegt, und wenn alles zu Asche gebrannt ist, wird Getreide in die Asche gesäet. Ohne Anstand werden auf diese Weise einige schnelle und reichliche Erndten erlangt, aber sind diese eingebracht, so läßt der Finnländer den neuen Acker liegen und verbrennt ein neues Waldstück, so daß, bey dieser schlechten Wirthschaft, Bau- und Brennholz in Finnland bald fehlen müssen. Der frühen und harten Winter ungeachtet, erzeugt Finnland mehr Getreide, als seine Einwohner verbrauchen können, so daß alljährlich ziemlich gegen 50,000 schwedische Tonnen ausgeführt werden und Schwedens Hauptstadt diesen Landstrich als sein Kornmagazin betrachten darf. Der Roggen ist besser, als der polnische, aber der Ertrag nicht so reich als anderwärts. In guten Jahren trägt der Boden das achte Korn vom Roggen, das sechste von der Gerste.

Man hat uns sonst Finnland als einen wenig unterbrochenen Morast geschildert; nicht also, es faßt zwar viele Seen in sich, aber das Land selbst ist vielmehr eine Ebene, die sich 400 — 1000 Fuß über die angrenzenden Meere erhebt. Nicht beträchtlich sind die Berge, die sich auf dieser Ebene in regelloser Richtung ausbreiten. Nur das Gebirge, welches Oester-Botten von dem übrigen Finnland scheidet, stellt sich als eine Bergkette dar, die von Nord-Ost nach Süd-

West streicht. An Metallen, selbst an Eisen und Bley, ist Finnland nicht reich; Schweden hat besonders an Eisen desto größeren Vorrath. Das Land hat trefliche Weiden, und von ihnen könnte ein sehr vorzüglicher Viehstand den reichlichsten Unterhalt ziehen, wenn die Finnländer so gute Hirten und überhaupt so gute Landwirthe wären, als sie seyn sollten und könnten. Doch ist die Viehzucht beträchtlich, das Vieh aber klein und mager. An Wild und wilden Geflügelarten ist Ueberfluß; die ungeheuren Wälder, welche einen großen Theil des Landes bedecken, die Seen und Sümpfe dienen ihnen zum Aufenthalt, und in den waldigen Einöden hausen Bären, die der kecke finnische Jäger, muthiger als irgend einer aus anderem Volke, aufsucht und bekämpft. Sein kühnes Jagdmanöuvre wird weiter hin eine umständlichere Beschreibung erfordern. Die Landschaft Karelen, in der Statthalterschaft Kuopio, bringt gute Pferde hervor. Der finnische Fischfang giebt reiche Ausbeute, und vor allen ist der Lachs berühmt und wird häufig gefangen. Die Natur erschöpft sich in den kurzen Sommermonaten, deren Finnland genießt, in Hervorbringung von vielen Beeren, die an Güte und Wohlgeschmack ähnliche Gewächse des Südens weit übertreffen.

Finnland gehört unter den Nordländern zu den bevölkertsten; die Luft ist gesund, alle Nahrungsmittel sind wohlfeil und neuen Ansiedlern, wenn sie nur Arbeitslust mitbringen, wird es leicht, sich und ihre Familien in einem so großen Lande, das noch so wenig bebaut ist und

doch so guten Boden hat, zu ernähren. Seit 100 Jahren hat sich daher die Volksmenge in Finnland sehr vermehrt; man berechnete sie in dem Jahre 1721 auf 200,000 Menschen, in dem Jahre 1800 hatte sie die Zahl von 837,152 erreicht, in dem Jahre 1807 war sie bis auf 960,000 angewachsen, und so darf man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, Finnland werde dereinst seine zwey Millionen Einwohner haben.

Die Finnen werden uns als kleine Menschen geschildert, denen man bey dem ersten Anblick den innern, kräftigen Gehalt nicht ansieht. Auch gehört ihre Gesichtsbildung nicht zu den schönen, im Gegentheil sie sind häßlich und zeichnen sich aus, so daß sie der Beobachter von Russen und Schweden auffallend unterschieden findet. Ihre Tracht versinnlicht Tafel VII. 21. VIII. 22; sie ist von Tuch, auch wohl da und dort noch von Leder, wie sie vor Zeiten allenthalben gewesen seyn mag. Eben so sehr unterscheiden sie sich auch von ihren Nachbarn durch ihre Sprache, die reich an Vocalen, an Konsonanten aber arm ist. Die Buchstaben b, f, d, g, fehlen ihr ganz. Ehe Schweden sich des Landes bemeisterten, lebten die Finnen auf der untersten Culturstufe, ohne Gesetze und bürgerliche Verfassung, und wenn sie gleich den Ackerbau kannten und übten, auch mit einigen mechanischen Geschicklichkeiten bekannt waren, so glich doch ihr Leben dem eines rohen Wilden. Das Loos der Weiber war hart, ihre Religion grober Fetischdienst, und jeder Schritt Landes mußte hartnäckig bekämpft werden.

Ehrenvolle Charakterzüge der Finnen sind Tapferkeit, Gefahrverachtung, Gastfreyheit, Wohlthätigkeit; die Finnen sind sehr ausdaurend bey den Mühen des Lebens, und von der frühesten Jugend an gewöhnt zu entbehren, frühe abgehärtet durch Theilnahme an den beschwerlichsten Arbeiten. Reisende, welche Finnland durchstreiften, können die Bereitwilligkeit und kluge Gewandtheit nicht genug rühmen, womit die braven Finnländer sich dem Geschäfte unterziehen, sie und ihr Gepäcke über die unwegsamsten Berge, im Winter über gefrorne Seen, Flüsse, durch bahnlose, viele Meilen große Wälder, oft mit Gefahr des Lebens zu begleiten und als Wegweiser jeder Gefahr zuerst die Brust zu bieten. Und wenn denn ein solcher Braver, nachdem er sich dem, der ihn um Hülfe angesprochen, ganz hingegeben hat, mit allem was er besitzt, nun noch den Dank ausschlägt, den Lohn, der ihm dafür geboten wird, nicht annimmt, und ohne Bezahlung den beschwerlichen Heimweg antritt; so muß jenen die innigste Rührung ergreifen, er muß sich der unverdorbenen Natur erfreuen, die er in gebildeteren Staaten vergeblich sucht. Der Reisende Acerbi kann sich nicht enthalten, bey einer Erzählung in seinem Reiseberichte nach dem Nord-Cap, wo ihm Finnländer die uneigennützigste Unterstützung geleistet hatten, ohngefähr so auszurufen: „Menschen, die ihr euch auf jene vorgeblich hohe Bildungsstufe, welche das Werk eurer verfeinerten Erziehung ist, viel zu gute thut, und stolz auf vermeintliche Vollkommenheiten seyd; euch ist es ein Räthsel, wie Männer, die ihr für so arm haltet, die

euer Wahn so tief unter euch stellt, oft nur darum, weil ihr Rock gröber, schlechter ist, als der eurige, diesen Dank, diese Bezahlung in Geld ausschlagen, sich blos um zu nützen bemühen, und einzig mit dem innern Gefühle, recht gethan zu haben, begnügen können. Der Reisende bringt seine Begriffe von Volksausbildung, Volksveredlung mit sich in fremde Länder; oft sind es nur schimmerreiche Namen ohne Gehalt, oft verbergen sich Selbstsucht und Dünkel darunter; er kömmt ausser Fassung, wenn er sich unter Menschen versetzt sieht, die aus Herzlichkeit andern gefällig, aus Naturgefühl uneigennützig und wohlthätig sind. Mit unsrem Golde glauben wir alles bezahlen zu können, was uns von andern Gutes erwiesen wird; bey uns gilt es als das einzige Ausgleichungsmittel für empfangene Wohlthaten, wir stören dadurch die weit reineren Freuden, welche der empfindet, der sich ohne Entgelt aufopfert und dem, was er that, nicht für Gold feil ist. Und so sind wir es selbst, welche in andern das süße, lohnvolle Gefühl, recht gehandelt zu haben, weil es recht ist, nicht weil es den Beutel füllt, schwächen, ersticken!"

Beleidigt, ungerecht gereitzt, dürstet der Finnländer nach Rache, und verzeiht schwer; auch ist er mit blindem Eifer urväterlichen Gebräuchen und Vorurtheilen ergeben, hängt an seiner Sprache und an allem, was ihm eigenthümlich ist, mit großer Hartnäckigkeit, selbst sein schlechter Ackerbau, so viel Nachtheil er dem Ganzen bringt, ist ihm werth, weil Großvater und

Urgroßvater ihr Feld auch nicht anders bestellt haben, als er es bestellt. Es hat die Schweden viele Mühe gekostet, auch nur einen gewissen Grad von Civilisation unter den Finnen einheimisch zu machen, und gegen jede Neuerung sträuben sie sich beharrlich.

Die Hütte des Finnländers wird gewöhnlich aus rohen Baumstämmen, die man über einander hinschichtet, erbaut; sie ist niedrig und hat ein Dach von Bretern, wenig Licht und wenig Raum. Oft erhält das Aeussere einen hellen Anstrich. Ein Hauptplatz im Hause ist die Wohnstube, oft die einzige, worin eine große Familie ihr Unterkommen bey Tage, häufig auch bey Nacht findet, und worin auch wohl das zahme Federvieh zum Ueberwintern geduldet wird. Statt des bey dem schwedischen Landmann üblichen Heerdes in der Stube, bedient sich der Finne zu ihrer Erwärmung eines großen, aus gebrannten Thonschalen und Ziegeln zusammengesetzten Ofens. Die Stube ist auch Küche, und dem Rauche wird häufig ein Ausweg durch die Decke geöffnet, aber in vielen Wohnungen mag er sich den Ausgang selbst suchen, durch Thüre und Fenster, wenn es möglich ist. Ein großer Theil bleibt in der Stube und hängt sich an Decke und Wänden an, die so schwarz und rußig werden, wie es die schlechteste Küche bey uns nicht werden kann. Die Beleuchtung des Zimmers wird in Finnland durch große Kienspäne bewirkt, und auch diese tragen dazu bey, daß des Dampfes und Rauches mehr wird in der Wohnstube. Wie kann es fehlen, daß nicht die Haut der Finnen eine häßlich

widerliche Farbe annimmt? An sich sind sie so weiß, wie wir, aber bis die ächte Körperfarbe unter dem Schmutze hervordringt, bedarf es häufiger Säuberungen, und selbst diese sind endlich unwirksam.

Einfach ist die Lebensweise der Finnen, auch die Nahrung, selbst bey den Wohlhabenden und Reichen. Aber wer es haben kann, liebt starke, nahrhafte Mahlzeiten. Selbst der gemeine Finne lebt in Ansehung der Kost besser als der Schwede von gleichem Stande. Dieser muß sich mit hartem, dürrem Brodkuchen, mit saurem Käse, Grütze, Milch, Butter, getrockneten oder gesalzenen Fischen begnügen, der Finne hingegen kann öfter Fleisch essen, hat eine reichliche Wildbahn, die seine Speisen vervielfältigt, auch genießt er häufiger mancherley Pflanzenkost, wie jener. Die größere Eßlust der Nordländer veranlaßt in Finnland bey den Wohlhabenden und Reichen häufige Gastgebote. Vor der Mittagsmahlzeit wird zur Erregung des Appetits Branntwein, Brod, Butter, Käse, Fisch, den Gästen geboten; geht es im Hause noch glänzender zu, so muß den Frauen ein Glas süßen Weines bey diesem Vorschmause gereicht werden. Branntwein wird schon da, und dann erst über Tische viel getrunken, und selbst Kinder dürfen darin wacker Bescheid thun. Arme Leute mangeln bisweilen des Brodes und müssen sich Mehl aus Birkenrinde bereiten, um jenen Mangel zu ersetzen. Neuerlich ist auch das Rennthiermoos gesammelt, zu Mehl gerieben, und zu Brod gebacken worden. Es soll gut nähren; die Entdeckung ist durch eine arme

Norwegerin gemacht worden, deren Mehlvorrath verbraucht war, und die ausgieng, an einer von ihr bezeichneten Stelle Pflanzen zu holen, wofür sie Geld zu lösen hoffte. Aber ein Pferd hatte die Kräuter abgeweidet. Der Verzweiflung nahe, setzt sie sich auf einen Stein, zupft bekümmert Moos von dem Felsen, zerreibt es und sieht dafür Mehl in ihrer Hand. Sie sammelt mehr, verwandelt es in Mehl und ernährt sich und ihre Kinder mit dem Brode, welches sie daraus backt.

Die Finnländer sind in beständiger Bewegung und lieben das Freye, welches ihrer Liebe für Unabhängigkeit entspricht. Ist im Felde nichts zu thun, so beschäftigt sie Jagd und Fischfang, und selbst der härteste Winter hält sie nicht so zu Hause, wie den deutschen Landmann. Im Winter werden Netze geflochten, Hausgeräthschaften aller Art gemacht, es wird Holz zum Hausbedarf gefällt und über die gefrornen Schnee- und Eisfelder weggeschleppt, was im Sommer wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens kaum möglich wäre. Jagd und Fischfang werden auch im Winter betrieben, beyde auf eigene Weise. Sie fischen auf dem gefrornen Meere. Es werden zwey Oeffnungen in einiger Entfernung von einander in das Eis gehauen; durch Hülfe von Schnüren und langen Haken wissen sie das Fischernetz von einer Oeffnung nach der andern hinzubringen, wo es wieder empor gezogen wird. Das Verfahren ist sehr beschwerlich. Auf Flüssen, die häufig mit spiegelglattem, durchsichtigem Eise bezogen sind, werden, besonders im Anfange des Winters,

Fische auf folgende Weise von den Finnen gefangen: mit einem hölzernen Hammer oder einem dicken Stabe bewaffnet, gehen sie an den Flußufern hin und lauern, wo sich unter dem Eise ein Fisch zeigt; sie schlagen, gerade über dem Fisch, stark auf das Eis, so daß es einbricht. Der Schlag betäubt den Fisch; nach einigen Sekunden hebt er sich gegen die Oberfläche des Wassers, und wird an der durch den Schlag verursachten Oeffnung gefangen.

Gefahrvoll ist die Bärenjagd, wie sie von den Finnen betrieben wird; ohne große Geistesgegenwart und ohne namhaften Muth, beydes Erbstücke dieser Leute, würden sie schlecht dabey bestehen. Wer auf der Bärenjagd alter Sitte getreu verfährt, bedient sich keines Schießgewehres, sondern seiner Lieblingsbewaffnung, eines eisernen Speers, der auf einem kurzen knotigen Stabe befestigt ist. Der Finne hält überhaupt nicht viel von Pulver und Bley, und vertraut sich nicht gerne einem Waffenstück, dessen Gebrauch von Zufällen abhängt. Ein Hund nimmt gewöhnlich Theil an der Jagd. Wenn der Jäger das Winterlager des Bären entdeckt hat, das er gewöhnlich in einer Höhle hält, so nähert er sich dieser mit großem Geräusche. Es ist eine Art von Aufforderung, die den Bären reizen soll, herauszukommen. Dem ist seine Ruhe lieber, er will nicht hervor; der Hund wird an ihn gehetzt, und nun tritt der Bär heraus, wüthend von Zorn. Er sieht den Jäger und erhebt sich auf die Hinterbeine, um den Gegner zu erdrücken oder zu zerreißen. Aber

dieser geht ihm mit dem Speere rasch entgegen, doch läßt er nur wenig von der Spitze sehen und verbirgt den Stab so viel möglich, damit das Thier den Stoß nicht mit den Pfoten ablehne. Beyde stehen einander Brust an Brust entgegen, aber der finnische Jäger stößt den Speer in die Brust des Gegners; der Querbügel verhindert, daß der Verwundete nicht vorwärts, sondern rückwärts fällt. Er greift sogleich nach der Ursache seines Schmerzens, und glaubt ihn zu lindern, wenn er den Speer festhält und tiefer in die Wunde drückt. Meine Leser sehen diese muthige Angriffsscene Tafel VII, 21. Der Bär wälzt sich in Schnee und stirbt. Gefährten werden herbey gerufen, schleppen die Beute nach der Hütte, wo sie zu fröhlichen Schmausereyen Veranlassung giebt. Da der Finne überhaupt Dichtkunst liebt und übt, so darf bey einem solchen Heldenschmause der Nationaldichter nicht fehlen, der des Jägers Großthat hoch erhebt. Auch Gesang und Tanz sind sehr beliebt bey den Finnen; ihre musikalischen Instrumente sind eine Art Harfen von verschiedener Größe und Bespannung, wovon die gewöhnlichste Kandela heißt. Wenn ein Volkslied zu den Tönen des Instruments angestimmt werden soll, so sitzen zwey und zwey einander gegenüber, fassen sich mit den Händen an und ziehen sich nach dem Takte vor- und rückwärts. Es ist keine Seltenheit, unter den finnischen Landleuten Dichter und Dichterinnen zu finden; zwar sind, was sie hervorbringen, nur Töne, wie die Natur sie aus gefühlvoller Brust ergießt, ohne

Schmuck; aber eben diese natürliche Herzlichkeit macht sie anziehend. Ein neuerer Reisender hat ein Lied der Sehnsucht von einer finnischen Bäuerin bekannt gemacht, das ganz in diese Classe gehört und der Schminke nicht bedarf, um zu rühren. In der Landessprache fängt es so an:

Jos mun tuttuni tulissi,
Ennen näh tyni näkyissi
Sillen suuta suika jaissin
Olis sun suden weressä
Sillen kättä käppä jaissin
Jospa kärmä kämmen päässä — —
u. s. w.

Ich finde davon folgende Uebersetzung: „Ach, wenn doch mein Liebster käme, wenn der Wohlbekannte erschiene! Wie würde mein Kuß seinem Munde entgegen fliegen, und wenn er auch von Wolfsblut triefte. Wie würde ich ihm die Hand drücken, wenn auch eine Schlange sie umwände. Warum hat der Hauch des Windes keinen Geist, warum keine Sprache, dem Geliebten meine Gedanken zu bringen und mir seine Gedanken und Worte auszutauschen, zwischen zwey liebenden Herzen! Die Tafel des Pfarrers verschmäht' ich, verwürfe den Putz der Pfarrerstochter, ehe ich den Liebsten verließe, den ich im Sommer zu fesseln, im Winter zu zähmen suchte."

Ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für die rüstigen Finnen ist die Jagd auf Eichhörnchen. Die Waldungen sind in Finnland mit diesen Thieren zahlreich besetzt, und die Jagd wird auf besondere Art veran-

staltet. Man richtet Hunde dazu ab, die hochgeachtet sind, und bey Erbschaftstheilungen einer Kuh mit dem Kalbe gegen über gestellt werden. Die Jäger bedienen sich keiner Flinten, sondern eines großen Bogens, von welchem ein hölzerner Pfeil abgeschossen wird. Der finnische Bogen hat noch die Gestalt der alten Armbrust, womit die Dalarnen vor Gustavs Wasa Zeiten zu Felde zogen; er ist Tafel VIII. 24. abgebildet. Auch den Pfeil habe ich dort zu versinnlichen gesucht, und unter der Nummer 23. den in Finnland gewöhnlichen Schuh von rohem, aber haltbarem, Flechtwerk hinzugefügt. Meine Leser mögen sich unter Fig. 22. der Tafel VIII. einen finnischen Eichhornjäger, der im Zielen begriffen ist, vorstellen. Der Bogen ist sehr schwer, und erfordert einen kraftvollen Mann, um gespannt zu werden. Selbst mit Hülfe eines in dieser Absicht an dem Gürtel befestigten ledernen Riemens, bleibt das Aufziehen der Saite schwer; der finnische Jäger tritt dabey mit dem Fuße in den Ring, der sich oben an dem Gewehre befindet. Wird der Jäger das Eichhorn in Schußweite gewahr, so legt er einen Pfeil auf; dieser ist nicht spitzig, denn das Thier soll nur durch den Schlag betäubt werden und keine Verletzung an der Haut bekommen. Auch zielt der finnische Jäger nicht, wie ein Schütze bey uns, mit dem Gewehr an der Wange, sondern er stützt es seitwärts an den Bauch, und so unzuverlässig dieses Verfahren scheint, so fehlt doch der Schuß äußerst selten.

Aber zu den gefahrvollesten Jagden der finnischen

Männer gehört die Jagd auf Robben, Seekälber, Seehunde. Die eigentliche Jagdzeit ist, wenn auf dem Meere das Eis bricht und in großen Schollen zu treiben anfängt. Vier oder fünf Jagdgefährten betreten ein offenes Boot mit kleinem Seegel und befahren damit das Meer, das in diesem Zeitpunkte am gefährlichsten ist. Oft sind sie vier Wochen von der Heimath abwesend. Sie trotzen den furchtbarsten Stürmen, und ihr Kahn hat ausser den nöthigen Schiffer- und Fischergeräthschaften und einem Feuer, das auf dem kleinen Heerde von Backsteinen unterhalten wird, sehr wenige Ausrüstung. Statt Speisevorrath nehmen sie die Hoffnung eines reichlichen Robbenfangs mit; alles für sie Verzehrbare wird zur Nahrung verbraucht, das Fett und die Haut aber mit nach der Heimath genommen. Wir andern, in der stillen, friedlichen, warmen Stube, alle Nächte bis an die Ohren in Betten eingehüllt, können uns schwerlich einen Begriff von den Mühen und Gefahren machen, welche diese Männer bekämpfen. Mit jedem Augenblick erneuern sich diese; der kleine Kahn steckt oft zwischen den andringenden Eisschollen so gefährlich, daß er ohne Rettung verlohren scheint. Oft erklettern die Jäger schwimmende Eisinseln, auf welchen Robben an der Sonne schlafen, um diese zu beschleichen und zu tödten; dabey kommen sie oft in die schrecklichste Gefahr. Es sind wenige Jahre, seit zwey muthige Finnen traurige Erfahrungen darüber machen mußten. Sie waren auf die Robbenjagd in einem elenden Kahne ausgefahren

und bemerkten Beute auf einer kleinen Eisinsel. Sie befestigten den Kahn so gut sie konnten, stiegen aus und beschlichen die schlummernden Thiere; aber indessen riß der Kahn los und zerschellte zwischen andern Eisschollen. Wie schrecklich mag diesen Leuten die Gewißheit ihres Unglückes gewesen seyn! Von Hülfe verlassen, aber noch nicht von Hoffnung, blieben diese Unglücklichen zwey Wochen lang auf dem Eise, das täglich sich verminderte. Endlich quälte sie der Hunger so fürchterlich, daß sie sich Fleisch aus den Aermen schnitten, um nur etwas zur dringendsten Noth zu haben. Immer noch lebte Hoffnung, gerettet zu werden, in Beyden, aber endlich schwand diese und sie standen in dem Begriffe, sich Arm in Arm in das Meer zu stürzen. Da erblickten sie ein Segel — einer von ihnen zog sein Kleid aus und schwang es auf der Spitze seiner Flinte; die Segelnden sahen das Nothzeichen, eilten herbey und retteten die Verlassenen.

Zu den Vergnügungen der Finnen, welche sie zugleich als das wichtigste Abhärtungsmittel zur Ertragung der strengsten Kälte betrachten und daher leidenschaftlich lieben, gehören die finnischen Dunstbäder; Einrichtungen, die, wegen der großen Vorliebe aller Finnen dafür, und wegen der eigenen Art, wie sie veranstaltet werden, zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehören. Wo nur einige Familien in einem Bezirke nahe beysammen wohnen, wird ein kleines Gebäude für diese Bäder eingerichtet, ein einziges Zimmer darin, in dessen Hintergrunde viele große Steine in Backofenform

so auf einander gelegt sind, daß Raum darunter bleibt, um Feuer anzuzünden. Eine eigene Person erhält den Auftrag, das Feuer bis zu dem Grade zu erhöhen, daß davon die Steine glühend roth werden. Hierauf wird dieser Ofen mit Wasser häufig begossen. Der Dunst, der davon aufsteigt, verbreitet sich im ganzen Zimmerraume. Weil er sich hauptsächlich nach der Höhe zieht und dort am wirksamsten ist, so sind in einer gewissen Entfernung vom Boden Bänke, oder eine Art von Gallerie, angebracht, wohin sich die Badenden begeben. Beyde Geschlechter verweilen in diesem Raume gänzlich nackend, und kömmt zufällig, oder aus Neugierde, ein Fremder in das Badezimmer, so wird niemand von den Anwesenden durch seine Erscheinung beunruhigt. Da nur ein einziges kleines Lichtloch in dem ganzen Gebäude angebracht ist, so kann nur durch dieses und durch einige Ritzen in dem Bretterdache und in den hölzernen Wänden etwas Licht einfallen; es herrscht daher eine gewisse Dunkelheit in dem innern Raume, welche verhindert, daß man die Gegenstände deutlich sehen kann; aber so bald die Thüre geöffnet wird, dringt volles Tageslicht ein, und alles erscheint nun ganz deutlich. Der aufsteigende Dampf von den glühenden, abgelöschten Steinen verursacht eine solche Hitze, daß Europäer aus südlicheren Gegenden nicht eine Minute lang darin aushalten können, ohne in Gefahr zu kommen, erstickt zu werden. Acerbi prüfte den Wärmegrad in einem solchen Dunstbadzimmer durch das Thermometer, und fand, nachdem er

dieses eine Viertelstunde lang darin gelassen hatte, daß die Badlustigen sich frohen Muthes über eine Stunde lang in einer Hitze von 70 bis 75 Grade, wie sie das Thermometer des Celsius angab, befunden hatten! Das Instrument selbst wurde so heiß, daß man es kaum in der Hand halten konnte.

Eine Hauptbeschäftigung der Finnen, die das Dunstbad gebrauchen, ist, während der halben Stunde oder Stunde, welche sie dabey zubringen, sich den ganzen Körper mit jungen Birkenzweigen zu streichen, wodurch sie nach zehn Minuten an allen Theilen des Leibes so roth werden, daß ihr Anblick schrecklich ist. In einer Winterkälte von zwanzig, bis dreyßig Graden unter dem Gefrierpunkte gehen sie oft nackend aus diesem Glutraume und wälzen sich lustig im Schnee. Oft gehen alle Badenden nackend heraus, um mit einander oder mit den Vorbeykommenden zu sprechen. Führt der Zufall einen Fremden gerade in dem Zeitpunkte, wo die Bewohner eines Gehöftes in dem Dunstbade sind, herbey, der frische Bespannung und andere Dienste zu erhalten hat, so laufen die Leute unangekleidet aus der Badstube und verrichten ihre Dienste nackend, zu einer Zeit, wo der Fremde, fast erstarrt von Frost, ungeachtet seiner dicken Pelzhülle, es nicht wagt, Gesicht oder Hand der freyen Luft auszustellen.

Der Finne kann also aus einer Hitze von 70 Graden unmittelbar in eine Kälte von 30 Graden übergehen, oder (mit anderen Vergleichungsgegenständen,) aus der Hitze des kochenden Wassers in Eiskälte,

ohne merkliche schlimme Zufälle, die bey uns ein solcher augenblicklicher Uebergang bewirken würde. Wir südlicher wohnenden Menschen können den plötzlichen Wechsel der Temperatur von fünf Graden nicht ertragen, ohne Beschwerden zu leiden, die mindeste plötzliche Abkühlung nach Erhitzung verursacht uns Schnupfen, Katharr; Gewohnheit mag viel dazu beytragen, daß der Finne kann, was wir nicht können. Der Finne glaubt ohne diese Dunstbäder seine Tagesgeschäfte nicht vollbringen zu können, und behauptet, sie ersetzen die Kräfte schneller, als Ruhe und Schlaf. Diese Dunstbäder machen die Haut der Leute, die sich ihrer bedienen, so weich, daß sich die Männer mit den allerelendesten Rasiermessern ohne Seife den Bart abschneiden.

Die Finnen sind dem evangelischen Glaubensbekenntnisse zugethan, und Schwedens König bemüht sich, durch Einrichtung verbesserter Schulanstalten und Anstellung tauglicher Pfarrer, die Ausbildung dieses braven Volkes zu unterstützen und Aberglauben und Vorurtheile zu verdrängen. Der letztere nordische Krieg traf Finnland besonders hart, und es war zu befürchten, er werde die löblichen Fortschritte der erweiterten Kultur stören, der bisher so rasch steigenden Bevölkerung schaden und den Handels- und Gewerbsfleiß beeinträchtigen. Ein Glück für Finnland, daß dieser Krieg, der es erschütterte, nicht von langer Dauer gewesen. Ich halte es gerade in dem jetzigen Zeitpunkte

für passend, noch einiges über Finnlands Geographie und Statistik dieser Skizze beyzufügen.

Gewöhnlich war die Eintheilung in das eigentliche Finnland, in die Inselgruppe Aland, in Tawastland, Nyland, Sawolax, Karelen, Oster-Botten. Schweden hatte sechs Statthalterschaften auf diese Eintheilung begründet; sie heißen Kuopio-Lån, Kymmenegard, wo der Fluß Kymmene die Gränze von Rußland und Schweden bildete; Tawastehus, worin die Hauptfestung Sweaborg, auf sieben durch Natur und Kunst befestigten Inseln an einem trefflichen Hafen des finnischen Meerbusens liegt. Die Schanzen sind großentheils in den natürlichen Felsen gehauen. Der Hafen war ein sicherer Aufenthaltsort von einer großen Abtheilung der schwedischen Scheerenflotte, die aus Galeeren, Schaluppen, Kanonier-Jolen, Mörserbarken, Schebeken bestund, wie sie für jene Gewässer, voll seichter Stellen, voll Felsenspitzen und kleiner Inseln, passend sind. Die Inselgruppe Aland begreift schon bedeutendere; auf ihr wohnen 12000 Einwohner, denen der Ackerbau reichliches Auskommen, ohne große Anstrengung verschafft. Weitere Statthalterschaften sind: Abo, worin die Hauptstadt Abo liegt, welche bedeutenden Handel treibt, auch ist dort eine wohleingerichtete Universität; Wasa, und Uleaborg. Letztere Statthalterschaften begreifen das waldreiche Oster-Botten, worin eine unermeßliche Menge Theer alljährlich bereitet wird. Die Stadt Uleaborg allein führt jährlich gegen 30,000 Tonnen Theer aus, wozu weit

über zwey Millionen Fichten oder Tannen verbraucht werden. Zu der Statthalterschaft Uleaborg gehört auch ein Theil von Lappland, wo Rennthierheerden den Reichthum der Bewohner ausmachen, aber doch auch schon der Ackerbau einigen Eingang findet. Unter dem 66sten Grad nördlicher Breite wird noch das vierte, in recht guten Jahren sogar das sechste Korn von Roggen und Gerste gewonnen. Die Rennthierlappen streifen bis auf das Waanelkå-Gebirge im Innern von Osterbotten, wo ihre Heerden das Rennthiermoos nährt.

V. B. 9te Taf.

Die Turkmannen.

Taf. IX, 26. 27. 28.

Turkestan, eine große Landschaft in der Tatarey, zwischen dem kaspischen Meere und dem Uralsee, im Süden des Uralgebirges bis an Persien sich ausdehnend, theils mit Bergen besetzt, theils ebene Flächen losen Sandes und salzige Steppen bildend, ist der Hauptwohnsitz der Turkmannen, von andern Truchmenen, und von den Russen tarekmannische Tatarn genannt. Auch an der Westseite des kaspischen Meeres bewohnen Horden gleichen Stammes den Theil des Kaukasus, der sich von da bis an die Provinz Kachet in Georgien hinzieht. Diese Gegenden sind der Viehzucht zuträglich, und daher gehören auch die Turkmannen zu den wandernden Hirtenvölkern; nur an trinkbarem Wasser, besonders im Sommer und Herbste, leiden ihre Steppen Mangel.

Schöner Wuchs, gute Gesichtsbildung, Kraft, festes, männliches Tragen des Körpers zeichnen diesen tatarischen Volksstamm aus; allein man will einen bedeutenden Unterschied zwischen dem sehr vortheilhaften Aussehen des Theiles, der sich den Russen unterworfen hat, und ihren noch unabhängigen Stammsbrüdern, die einer sittenlosen Freyheit genießen, und fast auf ihre Armuth stolz sind, bemerken. Immer fehlt es denn doch nur auch ihnen an den beglückenden, erheiternden Verhält-

nissen, welche der Schutz und die Theilnahme eines weisen, menschenfreundlichen Regenten bewirken, um auch sie äusserlich und innerlich zu jenem Besserseyn der russischen Turkmannen zu erheben.

Die Turkmannen schneiden nicht nur die Haare am Kopfe ab, sondern scheeren den ganzen Kopf kahl, auch sogar der Schnurbart, den der rüstige Mann Tafel IX, 26. trägt, ist nicht allgemein im Gebrauche; alte Leute lassen den Bart unter dem Kinn wachsen. Der Kopf wird mit einer hohen runden Mütze bedeckt, die eine Verbrämung von schwarzen Lämmerfellen erhält, und Aehnlichkeit mit der polnischen hat. Sie lieben prächtige, kostbare Kleider von Tuch, mit seidenen, geblümten Unterkleidern, und ihre Lieblingsfarbe ist karmosinroth. Das Oberkleid hat weite, vorn über der Armbiegung geschlitzte Aermel, durch welche der Arm nach Belieben schlüpfen kann, ein Kleiderschnitt, den mehrere tatarische Völker mit einander gemein haben. Dieses Oberkleid ist häufig mit reichen Tressen besetzt. Auch ist das Tragen eines Hemdes von Seide oder Baumwolle üblich, welches, am Halse geschlossen, die Brust frey läßt. Stiefeln von buntem Leder sind allgemeine Tracht, und weite farbige Beinkleider von verschiedenen Stoffen. Der Mann sucht eine vorzügliche Ehre in dem Besitze prächtiger Säbel mit reicher Verzierung, kostbarer Gürtel, schöner Waffen, Köcher, und vor allem schönen, oft reichgeschmückten Pferdegeschirrs. Aber sein wahrer Reichthum sind seine Pferde, Kameele, Ochsen, Kühe, Schaafe und Ziegen. Wirklich sind die Turkmannischen

Pferde weit ansehnlicher, und von schönerem Wuchse, als die Klepper der Kalmücken. Jene zeichnet eine breite Brust, ein gar zierlicher Huf, Dauerhaftigkeit bey großer Leichtigkeit, vor diesen aus, welchen die geringe Höhe, Magerkeit, die schmale Brust und der unbeholfene Huf ein widerliches Ansehen giebt. Man will etwas ähnliches zwischen den Pferden in Turkestan und England bemerken. Das Volk theilt sich in Horden, und in Stämme, die von Stammesältesten geleitet werden; jeder Horde steht ein Oberster, Fürst, vor. Alle im Schutz der Russen befindliche Horden sind unter einem russischen Oberbefehlshaber vereinigt, der die Berathschlagungen in der Volksversammlung leitet, als oberster Richter Streitigkeiten schlichtet, und die Befehle der Regierung bekannt macht. Er hat einige Schreiber zur Seite, welche der tatarischen Sprache kundig sind, und wohnt bey seinen Untergebenen, deren Lebensweise auch er sich gefallen läßt.

Die Turkmannen sind fröhlichen Muthes, höflich, zu Gefälligkeiten auch mit Aufopferung gerne bereit, reden gerne, kommen aber leicht in Zank und Streit, so daß oft viel zu schlichten ist. Ihre Hauptfertigkeiten beschränken sich auf Reitkunst und sehr geschickten Waffengebrauch; der Pfeil fehlt nicht leicht, den der Turkmanne von seinem zierlichen Bogen absendet. Damit dieser stets brauchbar bey der Hand sey, trägt er ihn an der Seite in einer ledernen Hülle, die oft reich geziert ist; auch der Köcher wird durch einen Deckel geschlossen.

Die Turkmannen sind sehr mäßig im Genuß der

Speisen und Getränke; Fleisch ist ihre Hauptnahrung; die Lieblingsspeise ist Pferdefleisch. Gesäuerte Milch ist ihr Getränke. Die Bekanntschaft mit den Russen hat ihnen in neuerer Zeit auch die Kenntniß des Mehls und der Grütze verschafft; sie erhandeln sich kleine Vorräthe davon im Tausch mit Häuten und Vieh. Aber zum Anbau des Landes durch Aussaat von Getreidearten möchten sie, bey ihrer heftigen Liebe zu wandernder Lebensweise, sehr schwer zu bringen seyn. Der Turkmanne hält sich nur alsdann für geltend, wenn er zu Pferde sitzt, und nur als Reiter dient er, statt aller Abgabe, Pferde ausgenommen, seinem Kaiser gern und nützlich, denn dieser kernhafte Mensch ist muthvoll, wie es sich ziemt, und verachtet Gefahren und Beschwerden.

Die Wohnungen der Turkmannen sind den kalmükischen ähnlich, geräumige Filzhütten, eben so leicht abgebrochen, als aufgerichtet. Die Armuth der Steppen an Holz macht den Gebrauch getrockneten Kuhdüngers und Schilfs zur Feurung nothwendig.

Die Frauen der Turkmannen ähneln in allem den übrigen Tatarinnen, und ihre Kleidung zeichnet sich eben so wenig als ihr Körperbau davon aus. Doch finden Verschiedenheiten statt, die oft auch nur der verschiedene Geschmack der Einzelnen bewirkt. Mit der Kleidung der Tscherkassinnen stimmt die Tracht des weiblichen Theiles der Turkmannen noch besonders sehr überein. Die hohe, Bienenkorb-ähnliche Mütze der Mädchen zeichnet sich durch reiche Schnörkel und Tressen aus. Weite Beinkleider bis auf die Knöchel reichend, sind allgemein üblich. Man

liebt bunte Farben zu den verschiedenen Kleidern, wovon eines unter dem andern vorragt; in die Haare werden Gold- und Silberbleche befestigt, oft wird die Nase durchbohrt und erhält zur Verzierung einen metallenen Ring. Die Brust versteckt sich hinter einem Stück Zeug oder Tuch, auf dessen Verschönerung durch Blechstücke, Glasperlen, auch wohl edle Steine, viel Fleiß verwendet wird. Amulette werden übergehängt, Geschenke der Priester, vom Aberglauben geweiht, um Behexungen unschädlich zu machen. Die Weiber der Turkmannen, vom Ehemann erkauft, sind zu der Besorgung des Hauswesens verbunden, und, da der Mann sich mit mehreren verbinden kann, so theilen sich diese in die vielfachen Geschäfte der Wirthschaft, denn auch die Verfertigung der Kleider, Filze und Matten liegt ihnen ob.

Die Turkmannen sind Anhänger der Lehre Muhameds, und unterwerfen sich allen Gebräuchen, welche dieser Religions-Cultus heischt. Ueberhaupt weichen ihre häuslichen Gebräuche von den Gebräuchen anderer Tatarn, die in Steppen wohnen, wovon meine Leser aus früheren Schilderungen nachbarlicher Völker die meisten kenneu, wenig ab. Rußland hat sich den größten Theil des Volkes auch dadurch bleibend zu eigen gemacht, daß es dem Geist der Großen, die nach Auszeichnung lüstern sind, angemessen, diesen militärische Ehrenstufen zuerkennt, womit mancherley Vorzüge verknüpft sind. Jeder strebt nun, dieser Würden und Auszeichnungen theilhaftig zu werden.

Die Ungern.

Tafel IX. Fig. 29. 30.

Zu den gesegnetsten Ländern von Europa gehört Ungarn, das, wenn es nach seinem ausgedehntesten Umkreis gerechnet wird, sich vom 31sten Grade 30 Min. östlicher Länge bis zu dem 43sten Grade hinzieht, und von dem 44sten Grade nördlicher Breite bis zu dem 50sten. Die Grenzen des Landes, (Ungarn im engeren Sinne des Wortes genommen,) sind nördlich Galizien; die Karpathen machen dort die Scheidewand; östlich die Wallachey und Siebenbürgen; südlich Slavonien und Servien; westlich Mähren, Oestreich und Steyermark. Der in den meisten Gegenden sehr fruchtbare Boden trägt in großem Ueberfluß und vorzüglicher Güte, Getreidearten, Wein, Tabak, Obst; die reichen Viehweiden nähren eine große Race von Ochsen und Kühen, sehr gute Pferde, Schaafe; hohe, rauhe Gebirglagen dienen auch noch Bären und Wölfen zum Aufenthalt; weniger rauhe Waldgegenden bewohnen mancherley jagdbare Thiere. Zahmes und wildes Geflügel ist im Ueberfluß; den Flüssen, (unter diesen die mächtige Donau,) und Seen fehlen Fische nicht. Die Gebirge bringen Gold, Silber, Kupfer, Eisen, und andere Mineralien. Und in diese Schätze des Ungerlandes theilen sich an sieben Millionen

Einwohner, eigentliche Ungern, Slaven, Deutsche, Walachen, Juden, Zigeuner; sie sprechen Latein, ungerisch, slavonisch, walachisch, deutsch.

Die Fülle und Ueppigkeit in den Produkten des Landes macht selbst in den Hauptstädten von Ungarn die Lebensbedürfnisse sehr wohlfeil; statt aller Zeugnisse diene die Bemerkung, welche der treffliche Ernst Moritz Arndt in seinen Reisen durch Deutschland, Ungarn, u. s. w. über diesen Gegenstand macht. „Von dem Naturreichthum des Landes hat keiner eine Vorstellung, der es nicht gesehen hat; daher, und aus der wenigen Industrie die außerordentliche Wohlfeilheit. Man gehe in Ofen des Morgens und Vormittags an den Strom, sehe die gefüllten Kähne, und, einen großen Theil des Ufers entlang, das Lebendige und Todte für den täglichen Gebrauch hingestellt. Da giebt man seinen Kreuzer, und erhält so viel Pflaumen, Trauben und Aprikosen, daß man sie nicht halten kann, da wird ein Huhn mit 6 Kreuzer, ein feistes Lamm und Ferkel mit einem halben Gulden bezahlt. Und doch ist dieß eine Stadt, wo Luxus herrscht, und viele reiche Leute leben. Für einen Reichsthaler täglich kann der Fremde hier im ersten Gasthofe leben, gut logiren, zweymal seine drey, vier Gerichte essen und guten und reichlichen Wein trinken, mit allen möglichen schönsten Früchten zum Desert.“

Gewöhnlich ist man der irrigen Meinung, die Nation der Ungern sey häßlich; auch scheint diese Meinung nicht ohne Grund zu seyn, wenn man von dem armen, verbrannten, halb nur mit Lumpen bedeckten Landmann

in Ungarn auf die Nation schließen wollte. Aber selbst dieser Arme, den der erste Anblick gegen sich einnimmt, stellt sich gar stattlich dar, sobald er in den Jahren der Kraft, wohlgekleidet, z. B. als Soldat im kaiserl. östreichischen Kriegsdienste erscheint. Ein Regiment von Ungern, wer es sieht, muß gestehen, es gäbe nirgend Männer, die so sehr als Soldaten vortheilhaft sich auszeichnen, wie diese. Da ist der Wuchs, den der Unger hat, recht passend; ein schlanker, nervenstarker Mann, mit festem Fußwerk, und vorzüglich schönen Lenden; sein trotziges Auge glüht; aus allen Zügen leuchtet Festigkeit und Muth, und selbst die braune Farbe des Gesichtes dürfte nicht fehlen, wenn nicht etwas von dem äussern militärischen Gehalte abgehen sollte.

Man hat behauptet, in Ungarn häufiger als anderwärts, mongolische, eingedrückte Nasen, und weiten Mund zu erblicken; allein auch diese Behauptung ist übereilt; man kann in Sachsen und Oestreich, kurz in ganz Deutschland wohl eben so viele zu sehen bekommen, ohne deswegen der Nation diese, als unterscheidende, auszeichnend ihr angehörige, Züge beylegen zu dürfen. Kräftig drückt sich der obenerwähnte Reisende, Arndt, über diesen Gegenstand aus, und er hat nicht zu viel, hierin wenigstens, gethan. „Besonders charakeristisch, sagt er, ist das Auge der Ungern, selten groß, aber fast bey allen von einem klaren und brennenden Feuer, das sicher und fest seinem Mann Bescheid thut; auch die Ruhe und Stille ihrer Gebehrde hat etwas Orientalisch-ewiges und Bestimmtes: ich mögte sagen, des ganzen

Landes Charakter spiegele sich darin, eine feste und schwellende Ueppigkeit der Vegetation, wie der Bäume, Blumen und Früchte des Landes, im Gefühl heißer Naturkraft, und großer Genußfähigkeit still auf sich selbst ruhend." — — „Mir ist, fährt er fort, wirklich oft gewesen, wenn ich in's Kaffeehaus trat, als müßten in Schiras und Mekka die Menschen so ruhig sitzen, ihr Daseyn fromm in sich selbst beleuchtend. Aber Eines fehlt fast allen Ungern, nehmlich körperliche Beweglichkeit und Gewandheit."

Diese letztere Behauptung ist nicht ohne Grund, und der Tadel, den sie enthält, trifft selbst Vornehme, denen Gelegenheit genug zu Theil wird, ihrem Körper freyere Beweglichkeit zu verschaffen. Ob die Kleidung etwas dazu beyträgt, die bis jetzt noch ihre Eigenthümlichkeit behauptet hat? Es ist wohl möglich, da die Hauptstücke derselben allenthalben fest, vielleicht zu fest anschließen. Meine Leser sehen Tafel IX, Fig. 29. einen vornehmen Unger in seiner Nationalkleidung abgebildet, und bemerken dabey vorzüglich die kurze mit Pelz verbrämte Jacke, die langen, eng-anliegenden Beinkleider, und die kurzen, immer mit Sporen versehenen Stiefelchen. Eine Binde umgiebt den Leib, über den Hüften, und wenn es nur irgend die Verhältnisse zulassen, so wird ein schön gearbeiteter Säbel eben so wenig fehlen, als der Schnurbart, wodurch sich jeder Unger als Mann ankündigt. Nur gering sind die Verschiedenheiten, welche an den Kleidern der Hohen und Niedern sich zeigen; wenigstens im Schnitte sind sie einander gleich, wenn

auch die prächtige Besetzung mit Gold und die Kostbarkeit in der Pelzverbrämung bey den Reichen und Vornehmen einen Unterschied macht. So geht der ungerische Magnat, (Herr vom hohen Adel,) so kleidet sich sein Schneider, sein Schuster, sein Barbier, sein Verwalter, so der Gelehrte, der Kaufmann, und jeder Freye, der den altväterlichen Gewohnheiten wohl will. Da wo Oestreich mit Ungarn grenzt, hat sich doch auch häufig deutsche Tracht eingeschlichen, das Nationelle ist da und dort von dem Ausländischen verdrängt worden.

Bey weitem nicht so braun sind die ungerischen Frauen und Mädchen, als ihre Männer; sie verstehen die Kunst, ihre zarte Farbe und feine Haut gegen den Andrang der Sonne wohl zu bewahren, und erscheinen daher auch in Ansehung der Farbe nicht minder reitzend, als in Hinsicht auf Wuchs und Lebhaftigkeit der Augen. Die Gestalt der meisten ist äußerst anziehend, ihr Blick voll Glut und Leben, und besonders unter der von dem Schicksal begünstigten Classe, die sich der Luft weniger aussetzt, und die Arbeit im Freyen meidet, findet der Beobachter gar schöne, und oft sehr niedliche, zarte Gestalten. Die weibliche Kleidung in Ungarn ist mannichfaltiger, als die männliche, sie kann daher nicht eigentlich nationell genannt werden; die Mode, die in andern Ländern von Europa herrscht, bewährt ihre Gewalt auch hier, und die Putzneuigkeiten von Paris und London bleiben auch hier nicht ohne Nachahmung. Wo in der gemeinen weiblichen Tracht noch etwas als nationell in Ungarn sich darstellt, sieht der Beobachter

nur so viel, daß einige Theile von der Kleidung der Männer entlehnt sind; da und dort, z. B. die kurze Jacke mit Pelz verbrämt, oder die kurze Weste ohne Aermel, und die Binde um die Hüften, auch wohl ein dreyeckiger Hut mit hoher Feder, und das Paar feiner rother, oder gelber Husarenstiefelchen, die sich durch hohe Absätze auszeichnen. Am schlechtesten geht der Bauer in Ungarn, wie er überhaupt kaum mitgerechnet wird, wenn von Ungern die Rede ist. Leider drückt ihn tief das Joch der Sklaverey; er ist Knecht, und der beste Theil seines Fleißes, seines Erwerbs, seiner Zeit gehört seinem Herrn. In diesem Zustand der schrecklichsten Unterwürfigkeit verliert er die Liebe zur Arbeit, wird nur gezwungen thätig, vernachlässigt sich selbst, und trägt an Miene, Stellung, und Kleid den Charakter der Knechtschaft. Der ungerische Bauer nimmt mit der elendesten Hülle vorlieb; bey den täglichen Geschäften im Hause und auf dem Acker sieht man ihn häufig so, wie er sich uns Tafel IX, Fig. 30. darstellt. Das Hemde erreicht kaum die Hälfte von der Länge eines gewöhnlichen Mannshemdes, kaum den Nabel, und an diese dürftige Bedeckung schließt sich der Bund von langen, weiten, groben Beinkleidern, aber doch nur so an, daß, wenn sich der Mann bückt, oder streckt, der ganze Bauch, bloß, häßlich, verbrannt, dem Auge sich darstellt. Mancher sucht auch durch Umschlagen einer Binde die Beinkleider oben am Leibe fester zu halten. Bisweilen wird ein Brustlatz über das Hemde geworfen, und auf Reisen ein weißer grober Tuchmantel umge-

geschlagen; er darf nicht herabhängen, sondern wird in zwey große Querfalten zusammen gelegt, so daß er den Leib wohl verwahrt, und die Bewegung der Beine nicht hindert. Viele, so auch der ungerische Bauer Fig. 30, begnügen sich damit, einen kurzen Pelz überzuwerfen, der aus einer rohen Schaafhaut besteht, an welcher noch alles so geblieben ist, wie es war, als dem Schaafe das Fell abgezogen wurde. Die Füße werden mit alten linnenen Lumpen bewickelt, welche man durch Bänder festzuhalten sucht; schlechte Sohlen, oder schwere, schlechte Stiefeln vollenden die Fußbekleidung. Jeder trägt einen Schnurrbart, und die meisten decken den Kopf entweder mit einem groben, breitrandigen Schlapphut, oder mit einer eben so schlechten hohen Filzmütze.

Sonn- und Festtage machen bey Wohlhabenden eine Ausnahme; der Wanderer sieht alsdann mehrere von diesen zerlumpten Ackerleuten in der vollen Nationaltracht, blauen Tuchjacken und Beinkleidern, mit Pelz verbrämt und mit Stiefeln, woran blanke Sporen befestigt sind. Der Schnurrbart wird alsdann auch glatter aufgestrichen.

Eben so ärmlich ist auch die Tracht der gemeinen ungerischen Weiber, kaum hinreichend, die Blöße anständig zu decken. Alles ist nachläßig an ihrer Kleidung; die Haare sind in einen oder zwey Zöpfe geflochten, und darüber hängt ein schlechter Filzhut herab. Die Füße werden mit Lumpen umwickelt. Bey wohlhabenderen Bäuerinnen gehört es zu einer Art von Auszeichnung, nicht ohne Stiefeln zu erscheinen, und diese

mit goldenen oder silbernen Franzen oder Treffen zu besetzen. Die hohen Absätze dürfen daran nie fehlen, eben so wenig an den Schuhen, womit andere ungerische Bäuerinnen ihre Füße bekleiden. In diesem Fall wissen sie die Strümpfe so faltenreich anzulegen, daß die ganze Form der Beine dadurch verunstaltet wird. Unter dem weiblichen Landvolke in Ungarn findet der Beobachter viele Personen von schlankem, aber doch festem Wuchse, mit feinen Hüften, und schönen Füßen.

Der Charakter der Ungern ist ausgezeichnet gut, und ehrt die Nation. Es sind brave, ehrliche Leute, unter welchen der Fremde mit großer Sicherheit umherwandeln kann und sich aller Liebe und Güte versehen darf. Nicht bloß, wenn sie angesprochen werden, sind die Ungern freundlich und gefällig; sie helfen auch ungerufen, wenn der unbekannte Fremdling in ihrer Mitte in Verlegenheit geräth, oder wenn ihm Unrecht geschehen soll, und ein anderer, sey es auch einer aus der ungerischen Nation, ihn antasten will; aber der erste Anblick eines Ungern, das erste Zusammentreffen mit Fremden hat etwas Zurückstoßendes, der Unger ist einsylbig, trotzig, sehr zurückhaltend, bis er den Mann erst etwas näher kennt, der ihm gegenüber steht. Daher der Vorwurf des Stolzes, welcher den Ungern gemacht wird. Ich will hier, um mit wenigem Alles gesagt zu haben, die schönen Worte des schon öfter von mir erwähnten Arndt über diesen Gegenstand einschalten. „Ja, sagt er, die Ungern sind stolz, und bieten nicht gern das erste Wort, besonders einem

Fremden; sie haben eine gewisse Keckheit auf ihre Nation, die, eingebildet oder nicht, noch Kraft verräth. — — Sie fühlen es, daß sie noch in Vielem ein Volk sind, und werfen sich darauf nicht wenig in die Brust. Vieles aber von dieser Sprödigkeit und Entfernung liegt in ihrem ganzen Charakter. Sie können sich überall andern nicht leicht anschmiegen, und ihr Gemüth ist in gewissem Sinn eben so unbiegsam, als ihr Leib, und bey allem Feuer, bey allem Muth, die dieser braven Nation eigen sind, haben sie wirklich eine Selbstgenügsamkeit und Kälte von aussen, die einen Fremden leicht irre führen könnte. Aber man gehe zu einem Unger, biete ihm die Hand, entdecke ihm Herz und Anliegen, und lerne ob man sich so oft betrogen findet, als bey denen, die freywillig uns mit ihren ihren Gefälligkeiten und Diensten überfallen, und uns im Stiche lassen, wenn wir sie gebrauchen."

Dieser Mangel an Geschmeidigkeit verdient daher um so weniger Tadel, da ihn die Nation der Ungern durch andere Vorzüge wieder ausgleicht. Eben so nichtig ist ein anderer Vorwurf, welcher den Ungern im Allgemeinen gemacht wird, daß sie dumm seyen. Es wäre mehr als Thorheit, diesem oft wiederholtem Satze beyzustimmen; wer Gelegenheit hat, sich Ungern von Bildung zu nähern, wird finden, daß sie solche mit Eifer begonnen und beharrlich vollendet haben. Ungarn hat eine bedeutende Reihe der gescheidesten Männer aufzuweisen, deren Kenntnisse gerade um so tiefer gehen, je mehr aller Flitterschmuck und äußerer

Anstrich davon entfernt ist. Aber den großen Haufen trift jener Vorwurf häufig; und wo wäre z. B. das deutsche Land, in welchem der unbestochene Beobachter, in Ansehung der untern Volksklasse, nicht gleiche Klage zu führen hätte? Ueberdieß ist es in Ungarn das traurige Loos der Knechtschaft, was den Geist des Menschen aus niedrigem Stande niederdrückt, ihn unempfindlich erhält, selbst gegen Lebensbequemlichkeiten. Darum auch sind die Wohnungen der Landleute in Ungarn so ärmlich, ihr Hausgeräthe so höchst einfach, und nur in den Städten und in den vielen festen, prächtigen Landsitzen der Großen und Reichen vermißt der Beobachter nichts, was Prachtliebe und Luxus anderer Völker erfunden haben. Etwas Gutes ist in Ungarn selbst an und in der elendesten Hütte nicht zu verkennen, Reinlichkeit.

Offenbar steigt die Cultur in Ungarn; die Bemühungen der ungerischen Könige der neuesten Zeit, den öffentlichen Erziehungs-Anstalten mehr Gehalt und wohlthätigeren Einflüß auf das ganze Staatsgebäude zu verschaffen, sind unverkennbar; viel Gutes geht täglich mehr daraus hervor. Der Erwerbsfleiß verbreitet sich; in dem Ungern liegen die schönsten Kräfte und Fähigkeiten, die, sorglich geweckt und genährt, zu hoher Blüthe kommen werden. In den gebildeten Ständen dieser Nation ist das gesellschaftliche Verkehr von gleicher Art, wie bey gebildeten Menschen anderer europäischen Nationen; Bücher, Kartenspiele, Schauspielhäuser, Tänze, Spazierfahrten, Jagden gewähren auch

dort die Belustigungen, welche die Seele des gesellschaftlichen Umgangs sind; das gemeine Volk entbehrt die meisten davon, und hält sich einzig, wenn es recht froh seyn will, an seine Nationaltänze, die der Bewegung ungeachtet, welche sie voraussetzen, einen gewissen Charakter der Ruhe behaupten, der in allem, was ungerisch ist, bemerkbar zu seyn pflegt.

Die physische Kindererziehung ist einfach, rauh, besonders bey dem gemeinen Mann; der Knabe trotzt der Witterung und duldet viel, damit es ihm als Mann gleichgültig sey, ob er unter seinem Dach auf seinem Lager, oder unter dem weiten Prachtgewölbe des Himmels auf Steinen, im Regen und Winde schlafe. Frühe Uebungen zu Pferd bilden den Knaben und Jüngling zum guten, und sogar vortrefflichen Reiter, und in den Gebirggegenden giebt oft der Besuch von Bären und Wölfen frühe Gelegenheit, den Muth zu prüfen und Körperkraft und Gewandheit in Waffen zu üben; mancher ungerische Hirte auf den Karpathen geht dem alten, schweren Unhold nicht minder beherzt und sieggewiß entgegen, als der Finne, dessen Bild ich auf Tafel VII. entworfen habe.

Die katholische Religion ist in Ungarn herrschend.

31
32

33
34

Die baierischen Hochländer.

Tafel X. Figur 31. 32.

Das Herzogthum Baiern, Hauptland des Königreiches Baiern, faßt 750 Quadratmeilen und gegen anderthalb Millionen Einwohner. Das ganze Königreich wurde (ohne den neuesten Länderzuwachs seit dem letztern Krieg mit Oestreich) auf 1672 Quadratmeilen berechnet, welche etwas über drey Millionen Menschen bewohnen. Der Lech, der Inn, die Iser sind bedeutende Flüsse darin, auch die Donau berührt einen Theil davon Ein großer Theil des Bodens ist fruchtbar, mehrere Gegenden liefern reichlich alle Arten von Getraide, vielen fehlt noch der Fleiß des Anbaues. Manches Hinderniß mußte gehoben werden, manche Aufmunterungsmittel waren nothwendig, ehe dieses schöne, unter einem sehr gemäßigten Himmelsstriche liegende, Land die frohen Aussichten einer durchaus erweiterten Cultur erlangen konnte, die es jetzt hat, und die es, unter der beglückenden Leitung eines trefflichen Regenten, der das Wohl seines Landes väterlich will, und kräftig und rastlos fördert, erheben und in die Reihe der gebildetsten Reiche versetzen werden.

Den gebirgigten Gegenden Baierns hat die Natur Schätze in den Schoos gelegt, und ihre Oberfläche mit

Waldungen bedeckt, deren Benutzung in das Ganze eingreift.

Die baierischen Gebirgbewohner, Hochländer, sind von höherem Wuchs als die Bewohner der Ebenen, aber überhaupt genommen zeichnet die Baiern ein fester, dauerhafter Körper aus. Den eigentlichen Nationalmenschenschlag muß man auch hier auf dem Lande suchen. Dort findet der Beobachter die schönsten Menschen unter den jungen Purschen; ein schlanker Körper, feurigrothe Wangen, gute Züge, und fröhlich-freye, kecke Blicke zeichnen sie aus. Häufig sind aber Lenden und Beine der Mannspersonen in Baiern etwas zu kurz, und dieses Misverhältniß stört den schönen Eindruck der Figur. Ihre Schultern sind breit, der ganze Körper strotzt von Gesundheitsfülle. Der weibliche Theil des Volkes in Baiern ist meistens hübscher als in andern deutschen Ländern. Ein aufmerksamer Reisender schildert sie so: „die baierischen Bauernmädchen sind größtentheils kurze, dicke Geschöpfe, voll Leben und Munterkeit, mit rothen Wangen, die sich wie im Paradiese befinden, wenn sie am Sonntage den Geliebten Vormittags in die Kirche, Nachmittags auf den Tanzboden begleiten können.“

Auch hierin machen die Gebirgbewohnerinen eine Ausnahme; sie sind schlanker, größer als die Frauen in ebnen Lagen. Die Tracht der Landleute ist nicht gleichförmig im ganzen Lande; die Hochländer nähern sich in ihrer Kleidung ihren Nachbarn, den Tirolern. Sie schneiden die Haare am Kopfe rund um kurz ab, den Kopf deckt ein runder Hut, von grüner, auch schwarzer

Farbe mit Bändern, und (z. B. bey den Bergleuten von Miesbach) mit Pfaufedern oder andern bunten Federn geziert. Sie tragen über dem leinwandenen Hemde ein rothtuchenes Westchen (Leibl), das nicht vorn zugeknöpft, sondern an einer Seite mit messingenen Häckchen geschlossen, oft mit bunter Besetzung geschmückt wird. Eine Hosenhebe von schwarzem Leder, mit grüner Seide gestickt, ist über dieser Weste zu sehen; die Jacke, (Küttel, Rock) von grauem, grünem, braunem, bey Wohlhabenden auch von ziemlich feinem rothem Tuche, geht nicht bis an die Kniee, hat enge Aermel, ist rund zugeschnitten, wie ein kleiner Mantel, und nur mitten auf dem Rücken sind ein paar Falten angebracht, auch fehlen; die Taschen an diesem Kleide. Junge Pursche tragen eng anschließende Beinkleider, verheirathete aber häufig sehr weite, wie die Schweitzer, beyde sind von Leder, jene gelb, diese schwarz. Blaue Strümpfe, Schuhe ohne Schnallen. So ist die festliche Kleidung. An Arbeitstagen sind Jacke und Beinkleider von Zwillich, die Strümpfe von Leinewand zusammengenäht, die Schuhe häufig von Holz.

Die weibliche Tracht auf dem Lande ist nach den verschiedenen Bezirken verschieden. Die hier Tafel X, Fig. 32 abgebildete Gebirgbewohnerin hat ein Strohhütchen auf ihren mit vielen künstlichen Haarflechten umgebenen Kopf gesetzt, das ihr nicht schlecht sitzt und mit mancherley bunten Federn ausgestattet ist. Um den Hals hat sie ein Sammtband oder ein ähnliches schmales Band gewunden. Das Mieder ist kurz und fast ohne Fisch-

bein. Es ist oft von Seidezeug oder anderem theuren Stoff, mit Bändern, Stickereyen, und wohl gar mit Tressen besetzt. Es wird über einem kurzen Leibchen getragen, von willkührlichem Stoff und bunter Farbe, das nur bis an die Ellbogen reicht. Das Mieder ist vorn geschnürt und oft sogar mit einer silbernen, bisweilen recht massiven Kette. Mieder und Rock werden an einander befestigt, dieser ist gar kurz und berührt kaum das Knie, er hat weite, an andern Orten viele enge Falten. Frauen und Mädchen in Baiern halten viel auf schöne Waden und Füße, und mögen darum die kurzen Röcke vorzüglich leiden, weil dadurch jene Zierde recht auffällt. Ein Strumpf mit zierlicher Stickerey gehört daher zu den Hauptgegenständen des weiblichen Putzes in jener Gegend.

Fast allgemein wird an Festtagen und bey festlichen Ereignissen der Kopf mit einer Art von kleiner Krone geziert, die aus einem Querhand hohen Streifen Pappe geschnitten, mit Sammt überzogen, rund, und oben mit Blümchen von Flittergold gestickt ist. Mit diesem Putz erscheinen, nennt man in Baiern prangen.

Weit kostbarer ist das Krönchen der Frauen und Mädchen des wohlhabenderen Bürgerstandes in den Städten; es ist länglicht rund, über und über mit ächten oder falschen Perlen besetzt, und wird am Hinterkopfe befestigt. An der Rückseite hat es eine länglichrunde Oeffnung, durch welche das in zwey Zöpfe geflochtene Haar herausragt, und mit einer silbernen oder goldenen, fingerbreiten, querdurch gesteckten spannelangen

Nadel angeheftet wird. An Hochzeitfesten wird noch ein Kränzchen von Rosmarin dazu gesteckt. An der Krone, welche Verheirathete tragen, muß die Oeffnung, zugeschlossen werden.

Die Häuser des Landvolkes in Baiern sind größtentheils von Holz, ein, auch zwey Stockwerke hoch. Sie haben theils Strohdächer, theils Schindeldächer, und in einigen Gegenden werden diese Schindeln nicht angenagelt, sondern nur durch drüber hingelegte Steine festgehalten, damit sie der Wind nicht wegführt. Diese Häuser sind bisweilen recht zierlich, von Altanen umgeben, von Gärten umpflanzt. Das Innere ist einfach, nicht immer bequem, aber für die Genügsamkeit der Bewohner hinreichend. Man sieht viele Gehöfte, welche von ihren Feldern umgeben, von den Dörfern weit entfernt liegen. Da die Baiern eifrige Anhänger der römischkatholichen Kirche sind, so fehlt in keinem Hause, in keinem Zimmer das Bild eines Heiligen und Schutzpatrons.

Der Nationalcharakter der Baiern, (und am unverfälschtesten findet man ihn in den Hochlanden,) zeichnet sich aus, man darf mit Recht sagen, vortheilhaft. Vaterlandsliebe, herzliche Anhänglichkeit an den Fürsten und an die Verfassung, Aufrichtigkeit und Treue sind Züge, welche den Baiern Ehre bringen; sie geben gern, leben sparsam und theilen mit dem Armen ohne Nebenabsichten. „Ein Mann, ein Wort!" wenn der baierische Landmann diese wenige Worte zu seinem derben Handschlag hinzugefügt hat, so darf man der Erfül-

lung des Versprechens gewiß seyn. Die Sparsamkeit zeigt sich in der einfachen Kost, welche der Landmann genießt. Gewöhnlich werden nur an Sonn- und Festtagen Fleischspeisen zubereitet, an den übrigen Wochentagen kommen Mehlspeisen, Gemüse getrocknete und gekochte Früchte auf den Tisch. Willkommen ist der Gast, denn auch die schöne Tugend der Gastfreyheit ist dem baierischen Landvolke heilig. Wer ein gegebenes Versprechen nicht genau erfüllt, wird in Baiern ein Maulmacher genannt.

Auf diese schönen Züge fällt noch immer von andern, nicht Lobenswerthen ein Schatten, den aber nach und nach die höhere Stufe der schnell sich verbreitenden Ausbildung gänzlich vertilgen kann. Man wirft den Baiern vor, sie seyen unhöflich; die Oestreicher, Schwaben, Pfälzer, Salzburger führen die Worte oft im Munde: grober Baier.

„Es kömmt nur darauf an," sagt ein sehr aufgeklärter Schriftsteller, der über Baiern vor der jetzigen Regierung manches Gute und Wahre gesprochen hat, „bis auf welchen Grad die sogenannte Grobheit des gemeinen Volkes steigen dürfe, um entschuldigt zu werden." Hermes hat in seinem Buche, Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen, die Pommern gegen den Vorwurf der Grobheit vertheidigt, und dort bewiesen, daß ein gewisser Grad von Grobheit bey einem ganzen Volke besser sey, als ein gewisser Grad von Höflichkeit. — Die Grobheit der Baiern besteht hauptsächlich in zweyerley Aeusserungen: z. B. wenn man den Baier um eine

Gefälligkeit ersucht, die er nicht erweisen kann; oder wenn mann etwas mit ihm zu verhandeln hat, und er sich nicht zur Sache verstehen will; so sagt er, (statt wie ein schwäbischer oder pfälzischer Landmann seine abschlägliche Antwort in einem ganzen Strom müßiger Worte zu ersäufen, oder fade Entschuldigungen hervor zu stottern,) ganz trocken: ich mag nicht, oder: laßt es bleiben, wenn ihr nicht wollt. Dieser Art von Grobheit, wenn es eine ist, bin ich nicht sehr gram; aber unausstehlich ist mir jene, so viele Schimpfnamen zu verschwenden. Das Register aller baierischen Schimpfnamen wäre ungeheuer lang und wunderbar zu lesen. Das Schlimmste ist, daß man die Schipfnamen sogar statt der Begrüßungen gebraucht.

Man wirft den baierischen Landleuten Faulheit, plumpes Benehmen und Unreinlichkeit vor, aber häufig sind hierin die Tadler viel zu weit gegangen. Jetzt liegen überhaupt schon weit weniger Felder unbebaut als sonst, aber auch wo diese angetroffen werden, liegt die Ursache in andern Verhältnissen, in der allzuweiten Entfernung von dem Gute, u. s. w. nicht in der Trägheit des Besitzers. Was Plumpheit anlangt, so ist, dünkt mich, der deutsche Landmann überhaupt plump und der Baier nicht plumper als andere. Er scheint aber etwas Gleichgültigkeit gegen sein Aeußeres, und selbst gegen seine Umgebung zu haben, und in dieser ist mit der Grund zu suchen, warum es in baierischen Wirthschaf- und Haushaltungen weniger reinlich und sauber aussieht, als man erwartet.

Man will den Baier der wilden Tapferkeit im Kriege zeihen, man will ihm zur Last legen, er hasse den regelmäßigen Militärdienst, und sey zur Grausamkeit geneigt; die neuesten Begebenheiten von Europa entkräften diese Behauptung vollständig. Seit zwey und mehr Jahren standen Baiern den geübtesten, waffenberühmtesten Kriegern entgegen und erwarben sich Lob und Achtung.

Daß die baierischen Landleute den Trunk allzu sehr lieben, hat man oft an ihnen getadelt. „Es giebt abscheuliche Säufer unter ihnen, sagt jener schon erwähnte Schriftsteller, und wenn Handwerker oder Bauern in ihrem Vermögen zurückkommen, ist gemeiniglich die Sauflust Ursache." Einer sorgfältigeren National-Erziehung, die von dem Menschenwohlfahrt liebenden, jetzigen Könige nicht nur beschlossen worden, sondern auch bereits mit großen Aufopferungen in Wirklichkeit übergegangen ist, wird es gelingen, auch diesen Flecken zu tilgen. Der Mensch wird seine hohe Würde mehr empfinden und schätzen lernen, und dann wird es ihm Freude gewähren, das Niedrige, Thierische an ihm zu zügeln und zu beherrschen. Große, an Menschenkenntniß und Erfahrung, eben so wie an Gelehrsamkeit reiche Männer unterstützen den Regenten Baierns in diesen Bemühungen, und Baiern hat schöne Tage der Zukunft zu hoffen.

Auch mit dem tiefgewurzelten Aberglauben, der nach und nach dem helleren Lichte weichen muß, wird der Kampf der Volks-Erzieher nicht leicht seyn; zwar

auch in den andern Ländern, welche Deutschland in sich begreift, herrscht unter der großen Volkszahl viel Aberglaube, mehr in Baiern. Wem es zukömmt, der mag diesem, die Bildungsstufe der Deutschen entehrenden, Wesen auch dort auf den Grund nachspüren; ich glaube in der genauen Kenntniß seiner Quellen, die nicht überall dieselben sind, liegen die Mittel, ihn zu schwächen und endlich ganz zu vertilgen. Noch würde das Verzeichniß der Handlungen und Dinge, wodurch der Aberglaube in Baiern sich offenbart, beträchtlich seyn, allein es störe mich und meine Leser nicht in dem Fortgang dieser Schilderung eines so braven, achtenswerthen Volkes.

Die allgemeine Anlage zum Frohseyn ist bey jeder Nation etwas sehr Erfreuliches für den Menschenbeobachter; ein Volk, das diese besitzt, ist auch zu allem Guten bereit, offen und lenksam, und die Baiern, besonders auch die baierischen Hochländer, sind frohe Menschen. Mit Freudenruf und Gesang gehen sie des Morgens an ihre Tagesarbeit, und verlassen sie am Abend in gleicher Stimmung. Fels und Thal hallt wieder von dem Jauchzen der Jünglinge bey der Heerde. Musik ist allbeliebt im Lande, und die schlechteste Geige kann den Zweck nicht verfehlen, die Zuhörer zum Tanze zu locken. Und wie lebt und glüht alles an dem baierischen Jüngling, der sich mit seinem Mädchen in die Reihe der Walzenden wirft. Jetzt pfeift er, klatscht mit den Händen, schnalzt, oder stampft mit den Füßen den Takt der Musik, und ein recht geübter Tänzer hebt, während dem Walzen, sein Mädchen hoch empor,

unerwartet, gewandt, sie schadlos wieder auf den Boden zu stellen und fortzutanzen.

Hauptfreudentage gewährt das Kirchweihfest, das in den verschiedenen Ortschaften verschieden einfällt. Am Vorabend wird eine weiß und roth gestreifte Fahne auf dem Kirchthum aufgesteckt, die acht Tage lang dort bleibt. Nahe und ferne Freunde und Verwandte besuchen einander alljährlich an diesem Tage, und manches Haus kann die Menge der Gäste nicht fassen. Da geht es freudig zu im ganzen Dorfe, und satt und übersatt muß Alles werden. Der Arme wird dabey nicht vergessen; jede Art von Vergnügen wird bey diesem Feste angesprochen. An einigen Orten ziehen die jungen Leute mit Musik vor das Haus des Dorfrichters und führen auf freyer Straße gesellschaftliche Tänze auf. Bey Hochzeitfesten und andern fröhlichen Familienereignissen wird Musik und Tanz nie vergessen.

Ausser dem Kegelspiel und mehreren Kartenspielen, charakterisiren das fröhliche Gemüth der baierischen Landleute einige andere, wobey sich große Schaaren von Zuschauern sammeln. Z. B. das Hosenlaufen, wo zwey Mannsleute in einerley Paar Beinkleider treten, jeder also nur eine Hälfte sich zueignen darf. Das Sacklaufen, die Mitspielenden sind bis an die Lenden in Säcke gebunden. Das Tellerlaufen, wobey jeder Mitspielende einen hölzernen Teller auf den Kopf setzt, im Gleichgewicht hält, und einige abgeschälte runde Rüben darauf legt, von welchen keine herabfallen darf. Auch das Scheibenschießen gehört zu den Belustigungen

der Baiern, die, vorzüglich in den Gebirggegenden, zu den besten Schützen in Deutschland gehören. Jagd auf dem Gebirge ist die Hauptbeschäftigung dieser einfachen fröhlichen Menschen. Und wenn ich von baierischen Volksfreuden rede, darf ich die Pferderennen nicht unberührt lassen. Viele Meilen weit reisen Neugierige dem Orte zu, wo ein solches Spiel gegeben wird. Man bestimmt Preise, stellt Wetten an, und ist durch den pfeilschnellen Lauf der Wettrenner höchlich belustigt.

Die Ingusen.

Tafel X. Fig. 33. 34.

Das Vaterland dieses Volkes, das wir wegen seiner Abgesondertheit von den gebildeteren Europäern nicht genug kennen, ist der Kaukasus in Asien, ein mächtiges Gebirge, durch Georgien und Cirkassien bis in die Wüste von Caffa sich ausdehnend, auf seinem höchsten Punkten unfruchtbar, von Eis und Schnee den größten Theil des Jahres hindurch bedeckt, aber in den südlicheren Lagen von Thälern durchschnitten, welche den Weinbau begünstigen, und vortreffliches Getraide liefern. Der Phasis, Mingrelien durchströmend, ist der vorzüglichste von den Flüssen, welche auf dieser Gebirgkette ihren Ursprung nehmen.

Rußlands Grenze schließt einen Theil des kaukasischen Gebirges in sich ein, aber mehrere Völkerschaften wußten sich bisher frey von Dienstbarkeit zu erhalten, und ziehen ein armseliges Leben in Wäldern und Einöden, ohne Zwang, wenn er auch nur eingebildet seyn sollte, einem sorgenfreyeren, bequemeren unter einem Regenten, der nicht aus ihrer Mitte ist, vor. Die Vortheile, die eine milde, weise Regierung eines erhabenen Monarchen gewährt, sind ihnen entweder unbekannt, oder die Vorurtheile der Erziehung bey ihnen zu mächtig,

als daß sie sich davon befreyen könnten. Man sagt, die Ingusen seyen geneigt, sich durch Unterwürfigkeit dieser Vortheile theilhaftig zu machen; ich bin aber ausser Stand, zu sagen, ob sie bereits dem großen Kaiserreiche des Nordens einverleibt sind, oder ihre Freyheit auch jetzt noch behaupten.

Sprache, Körperbaue, Gesichtszüge zeichnen die Ingusen von allen Tatarn des schwarzen und kaspischen Meeres aus; es ist ein stämmiger, nicht großer, aber muthiger, rüstiger Menschenschlag, der dem Hochlande, das er bewohnt, wohl anpaßt. Die Gegenden an dem Ursprung der Flüsse Kumbelee und Sunscha bis zu den östlichen Gestaden des Terek, sind eigentlich die rauhen Wohnsitze der Ingusen. Man hält sie für Stammesverwandte der Karabulaken und der Tschetschengen, und begreift alle drey unter dem Namen der Miktscheffen, oder Kisti, Kisten, welche ihren Ursprung den Alanen zu danken haben, von welchen einst ein Schwarm diese Gegenden berührte. Die Sprache dieses Volkes ist völlig von allen andern sie umgebenden verschieden, aber selbst die Mundarten dieser drey Stämme zeigen noch Verschiedenheit. Die Gesichtszüge der Ingusen sind plump, trotziges Wesen leuchtet aus ihren Blicken, man sieht ihnen Muth und Festigkeit an, ihr Körper ist rauh erzogen, sie verachten alle Unbequemlichkeiten der Witterung und Jahrszeit, und sind im höchsten Grade genügsam. Viele leben in Höhlen des Gebirges, denen ihre Genügsamkeit leicht die zur Wohnung nöthige Bequemlichkeit verschafft, aber andere bauen sich niedrige Stein-

hütten, mit Aesten und Moos bedeckt, groß genug die Familie zu fassen, welche weiten Raum ausser den Grenzen ihrer Wünsche hält.

So rauh die Ingusen sich auf den ersten Blick zeigen, so gehören sie doch zu den Völkern, an welchen der nähere Umgang viele gute Züge entwickelt, wodurch jene Flecken leicht ausgeglichen werden. Alle Beobachter geben ihnen das Lob der Ehrlichkeit, der Bravheit in dem ganzen Sinne des Wortes. Sie sind tapfer, ohne grausam zu seyn, und wahrscheinlich würden bey ihrem guten natürlichen Verstande die wohlthätigen Folgen einer verbreiteten Cultur bald bey ihnen sichtbar werden. Ihre Sprache klingt so, als ob sie Steine im Munde hätten. In derselben nennen sie sich Lamur (Hochländer). Ihre Wohnsitze begünstigen den Ackerbau nicht, sie sind zu felsig und rauh, auch findet die Viehzucht in eben dieser Lage bedeutende Hindernisse. Zwar treiben sie beydes, aber nicht stark, und müssen das genügsame Leben durch die Ausbeuten der Jagd sichern. Das ist denn ihr Hauptgeschäft, kein benachbartes Volk übertrifft sie in allen Künsten und Fertigkeiten des Jägers und Schützen, und ihre Wälder und Felsen sind vom Wild reichlich bewohnt.

Die Kleidung der Ingusen ist einfach, durch eine lederne Mütze, der tscherkessischen ähnlich, wird der kahlgeschorne Kopf bedeckt. Die Ohren stehen frey hervor. Ein Rock von grobem Wollenzeug, wahrscheinlich in ihren Hütten von den Weibern selbst gewebt und gefärbt, durch einen ledernen Gürtel zusammen gehalten,

an welchem ein großes Messer in der Scheide befindlich ist, nur bis an die Kniee reichend, bleibt ihr vorzüglichstes Gewand; drunter wird eine Weste von gestreiftem Zeuge getragen, und Lenden und Beine sind durch lange enge Beinkleider verwahrt, die Füße durch grobe lederne Socken oder Schuhe. Auf beiden Seiten der Brust werden hölzerne Kapseln reihenweise an dem Rock befestigt, worin Patronen stecken; drunter sind kleine Beutel oder Taschen angebracht, die manche Bedürfnisse des Waidmanns fassen.

Die Bewaffnung der Ingusen verdient Bemerkung; sie besteht in einer Lanze, die an einem zackigen derben Stock befestigt ist, aber neuerlich dem Gebrauch des Schießgewehres Platz gemacht hat, und ihn mit unterstützt. Das Gewehr der Ingusen, von Ausländern im Handel ihnen zugeführt, ist schwer, aber in des rechten Mannes Hand von großer Wirkung. Sie schließen weit damit, und, um sicherer zu treffen, wird der Spieß mit dem Eisen in die Erde gesteckt, und der Schütze legt auf den Zacken auf. Sie treffen ausserordentlich sicher. Als ein so vorzügliches Geräthe wird auch das Gewehr gar wohl in Acht genommen, und damit es nicht Schaden leide, in einer ledernen Kapsel getragen, deren äußere Seite rauhhaarig ist. Noch zeichnet die Ingusen ein kleiner länglicher Schild von Holz aus, er ist mit Leder bezogen, und mit ovalen eisernen, schmalen Bändern belegt, die ihm ein eignes Ansehen geben.

Man weiß von ihrer Verfassung so viel, daß sie unter Familienältesten stehen, die ihre Streitigkeiten

schlichten, ihre Anführer im Kriege, und zugleich ihre Priester sind.

Man kann sich leicht denken, wie einfach auch das Hausgeräthe dieser Leute seyn müsse; vieles verfertigen sie aus Wildleder, so die Schläuche, worin Wasser oder Milch verwahret wird, vieles von Holz, und in keinem äußert sich Luxus.

In ihrem Bezirke befindet sich ein Salzquell von so großer Reichhaltigkeit, daß aus zwey Schläuchen Sole ein Schlauch Salz gewonnen werden kann.

Die Ingusen sollen sich vor Zeiten zur Christuslehre bekannt haben, sind aber gegenwärtig Anhänger der Lehre Muhameds.

In ihrem Lande steht eine sehr alte, noch jetzt von der Zeit verschonte Kirche, an deren Vorderseite eine gothische Inschrift stehen soll. In der Kirche werden, so heißt es, uralte Bücher verwahrt in lateinischer Sprache, mit vergoldeter und buntfarbiger Mönchsschrift geschrieben. Diese Kirche, die eigenes Einkommen in Vieh hat, wird von den Ingusen hochheilig gehalten, so daß aus Ehrfurcht Niemand hineingeht. Man schwört bey dieser Kirche, und dieser Eid ist unverletzlich, man nimmt in trauriger Lage und Krankheit die Zuflucht zu ihr. Umher stehen mehrere kleine Wohnungen, wohl ehemals für Mönche bestimmt.

35
36

37
39
38

41.
40.

43
42

47
45.
44
46
53
52
48
51
49
50

Die Bewohner der mittäglichen Gegenden von Frankreich, Provenzalen.

Tafel XI, XII, XIII. Figur 35—53.

Ein Blick auf Frankreichs Größe, Lage, und natürliche Verschiedenheit wird es jedem deutlich machen, daß unter den Bewohnern desselben große Verschiedenheit Statt finden müsse. Wer Frankreichs Einwohner in einem einzigen Bilde schildern wollte, würde sich daher eitel bemühen, so auffallend sind die unterscheidenden Züge, wodurch sich ein Theil des ganzen Volkes von dem andern, und, am schärfsten, der südliche von den übrigen absondert. Südlicher Himmel, südliche Pflanzenwelt; — wie ganz anders erscheint da auch der Mensch, feuriger, rascher, als in der kälteren Zone! Andere Darstellungen erfordern die Bewohner der östlichen, westlichen, nördlichen Provinzen und Länder, aus welchen das ganze, große Reich besteht. Um hierbey ein erneuertes Anschauen dieses mächtigen Kaiserthums bey meinen Lesern zu veranlassen, will ich im Allgemeinen einige geographische Bemerkungen einschalten, die das Wesentlichste kurz berühren.

Frankreich, (seine neuesten Grenzerweiterungen nicht

mitgerechnet,) von dem 12ten bis 27sten Grade nördlicher Breite, und von dem 42sten bis 52sten Grad östlicher Länge sich ausdehnend, faßte einen Flächenraum von ungefähr 11400 Quadratmeilen, und, nach den französischen Angaben, 35,700000 Einwohner; der Kanal, die Nordsee und Holland waren des Reiches Grenzen gegen Norden; Deutschland, die Schweiz und Italien gegen Osten; Spanien und das Mittelmeer gegen Süden; Spanien und das atlantische Meer gegen Westen. Die Pyrenäen, die Sevennen, die Alpen, der Jura, die Vogesen und die Ardennen sind seine Hauptgebirge, und unter der großen Anzahl von Flüssen, die es durchströmen, sind die Seine, Loire, Garonne, Rhone, der Rhein, und der Po die größten. Die Mannichfaltigkeit der Naturprodukte ist erstaunlich, der Kunstfleiß erhöht viele derselben, und macht sie noch gewinnreicher für die Einwohner; Wissenschaften und Künste blühen, und das lebhafte geistreiche, muthige und tapfere Volk bestrebt sich mehr und mehr, ein Vaterland, auf dessen Vorzüge es stolz ist, auf den höchsten Gipfel des Ansehens zu erheben. Seit dem Jahre 1804 wird Frankreich von einem Kaiser regirt, dessen Würde in seiner Familie erblich ist. Das ganze Reich hat eine Eintheilung in 110 Departemente erhalten, in welchen die katholische Religion als Staatsreligion anerkannt ist, ohne deswegen andern Religionssekten Duldung und Freyheit zu versagen. Die Bewohner der südlichen Gegenden, nahe dem mittelländischen Meere, die eines sehr warmen Himmesstriches genießen, be-

schäftigen mich hier; die Einwohner der ehemaligen Provence, die Provenzalen vorzüglich.

Die Provenzalen stellen sich als ein kräftiger, untersetzter, wohlgestalteter Menschenstamm dar, von braunerer Farbe, als die nördlichen Europäer, häufig von regelmäßigen, ausdrucksvollen, leidenschaftlichen Gesichtszügen, mit struppigen, starren, dunkeln Haaren, und höchst feurigen Augen, und der jüngere weibliche Theil des Volkes hat schöne Gestalten aufzuweisen. Leute von Stand und Bildung sind auch im Süden von Frankreich, wie in ganz Europa, künstlich; durch Erziehung, Reisen, und täglich fortschreitendes Weiterbilden verändert; der Nationalcharakter ist an ihnen mehr oder minder vermischt, und darum gleichen sich die Vornehmen und Reichen in allen Theilen des Reiches; die Lebensweise und Sittenregel der Hauptstadt bleibt für alle das Bild der Nacheiferung. In dem Mittelstande, bey dem Landmann zeigt sich alter Volkscharakter und Volkssinn noch unverfälscht. Der Provenzale ist ein stürmischer, schnell erhitzter, höchst lebhafter, glühender Mensch, aber seine Glut schwindet schnell, sein Zorn verraucht, und dadurch wird das gemindert, was, bey der rauhen Aussenseite, die Alles an ihm trägt, oft für andere nachtheilig seyn müßte. Betrügerisch ist er nicht; gutmüthig, großmüthig sogar, sobald ihm Leidenschaft den Zügel nicht entreißt. Leichtes Blut rinnt in seinen Adern, darum ist er fern davon, die Lebensereignisse so trübe und ernsthaft anzusehen, wie wir andern in dem Norden von Europa zu thun pflegen; leichter Sinn wird

bey ihm nur in der Ausartung zum Leichtsinn, seine angestammte Fröhlichkeit tritt oft in Ausgelassenheit über. Dabey darf ihn niemand schelten, daß er feige, muthlos, faul oder dumm sey; wer die Provenzalen in ihrem heimischen Wesen und Treiben zu beobachten Gelegenheit hat, wird sie mit wenigen Ausnahmen ein braves, arbeitsames, verständiges Volk nennen müssen. Fischer, Lastträger und Landleute zeigen sehr auffallende Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von andern Franzosen leicht unterschieden werden können. Auch ihre Kleidung ist charakteristisch. Tafel XI. Fig. 35. stellt einen Fischer, oder Lastträger, Arbeiter am Hafen, der sich mit Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigt, aus Avignon, Marseille, Toulon, vor. Das Gewand ist leicht und passend, von dunkelblauer Farbe, den Leib umgürtet eine hochrothe Binde; unter dem Namen der Carmagnolen kennt man die Leute in dieser Tracht in ganz Frankreich. Den Gelehrten Millin setzte eine Anzahl dieser Leute einst in nicht geringe Verlegenheit, da er in Avignon angekommen war, und seine Kutsche aus dem Schiffe an das Land bringen lassen wollte. Diese Carmagnolen hörten kaum seinen Wunsch, als sogleich mehr als hundert derselben über die Kutsche herfielen, sie schnell an das Land und eben so schnell vor den Gasthof brachten. Millin wurde über die Bezahlung einer so großen Menge von Menschen verlegen; aber seine Verlegenheit schwand, da er hörte, daß der Preiß für die Ausschiffung jeder Kutsche bestimmt sey, ohne auf die Zahl derer zu sehen, die sich damit beschäftigten.

Diese theilen den Erwerb, durch den Staat ausschlüßlich zu dergleichen Arbeiten berechtiget.

Auch die Kleidung der Landleute ist leicht und zierlich; Tafel XII, Fig. 30 stellt meinen Lesern einen Provenzalen vom Lande in der Festtagstracht dar, und sie werden gestehen müssen, der junge Mann habe ein gar stattliches Aussehen. Er trägt ein kurzes Westchen mit Klappen, das nur bis an den Gürtel reicht. Darüber ein sehr kurzes Gewand von gleichem Zeuge wie die Weste, mit kurzen Aermeln und enganschließenden Aufschlägen. Die Schöße daran sind nur so lang als eine Hand, und haben kleine Taschen. Ein blauer, oder rother Gurt umschließt die Hüften. Auch die Beinkleider sind von der Farbe des Kleides, und dazu werden blaue oder braune wollene Strümpfe getragen. Die Haare sind hinten zusammen gebunden, und nachlässig aufgeschlagen; mancher hüllt sie auch wohl in ein leichtes Netz. Der Hut ist rund und mit Bändern umwunden. Ledigen Burschen gefällt auch wohl ein seidnes Band im Knopfloche, oder ein Blumenstrauß vor der Brust, oder, zu besonderem Schmuck, ein zierliches Blechstück von falschem Golde, das er an der Brust befestigt.

Die Frauenkleidung ist in dem mittäglichen Frankreich selbst in geringen Entfernungen verschieden; sie besteht häufig in einem engen Corset, das an Festtagen mit Bändern und Blumensträußern geziert ist. Der Schnitt des Kleides ist bey Frauen und Mädchen einerley, auch wohl von gleicher Farbe, aber der Stoff

macht das unterscheidende Merkmal. Frauen allein dürfen seidne Kleider tragen, Unverheirathete müssen sich mit baumwollenen und wollenen Zeugen begnügen. In den Küstengegenden würde der geringste Bauer sich für sehr unglücklich halten, wenn er nicht im Stande seyn sollte, seiner Braut ein seidenes Kleid zu kaufen. Der Kopfputz ist in eben diesen Gegenden nicht reitzlos; die Haare werden mit rothen, weißen oder grünen Bändern in Zöpfe geflochten, auf der Stirne und an den Schläfen ist eine Art von Krone gesammelt, und oft erst alsdann noch mit einer Haube bedeckt. Aber wo kein Putz statt finden soll, sammeln Frauen und Mädchen vom Lande ihre Haare in ein grünes Netz. So zeigen sie sich uns auf Tafel XII. Fig. 41. Dieser einfache Kopfputz ist sehr alt, schon die Griechen kannten ihn; fast auf allen Punkten der europäischen Küsten des Mittelmeers ist er noch jetzt im Gebrauche. In dem östlichen und südlichen Theile des Departements der Seealpen befestigen die Frauen ihre Haarflechten am Hinterkopfe um eine lange, goldene oder silberne Nadel. Ein großer, reichbebänderter Strohhut wird häufig in der Hand getragen, wenn er auch gleich nicht viel gegen die Witterung schützen sollte. Eine andere Tracht zeigt uns Fig. 36. Es ist eine Frau, oder ein Mädchen vom Lande, aus der Gegend von Macon; sie trägt einen kurzen Rock von leichtem, blauem Tuch; Leibchen von der nämlichen Beschaffenheit. Diese zeichnen sich durch Stickerey von rother Farbe aus. Alle werden durch einen kleinen Filzhut

kenntlich, den sie über einer ganz kleinen Mütze seitwärts schief tragen. Die Haare sehen unter dieser Mütze vor. Wenn sie in die Kirche gehen, wird dieser kleine, schwarze Hut andächtig abgenommen, und während des Gottesdienstes in der Hand gehalten. Die provenzalischen Weiber der niedern Stände zeichnen sich durch männer-ähnliche Kraft und Derbheit aus; als Mädchen angenehm, lockend, gesprächig, leichtsinnig, werden sie als Frauen in heftige, rasche, herrschsüchtige Geschöpfe umgewandelt, welche die schwersten Arbeiten mit dem Manne unverdrossen theilen, und ihn und das ganze Hauswesen völlig beherrschen. Sie sind hart, rauh, aber sehr ehrlich; der Mann ist in mehreren Gegenden ihr Sklave. Den Mädchen ist der leichte Sinn ihrer Aeltern angebohren; daher ihr Wankelmuth, ihre Lust an stetem Wechsel. Um einen Liebhaber, der geringsten Vernachlässigung, des unbedeutendsten Widerspruchs halber, für immer von sich zu entfernen, verbraucht eine solche provenzalische Landschöne nicht ein einziges Wort; sie ergreift, wenn der Freund wiederkömmt, ein großes Scheit Holz und stellt es vor den Camin, der statt eines Ofens dient. Der Mann geht sogleich, und hat weiter nichts zu sagen, als: man hat mir das Scheit hingestellt. Derselbe leichte Sinn ist auch in den provenzalischen Mädchen und Frauen der höhern Stände einheimisch. Sie sind artig, hübsch, oft schön, aber auf ihre Vorzüge höchst eingebildet, und strafen jede, oft nur scheinbare, Vernachlässigung an ihren Bekannten, Freunden, Liebha-

dern mit augenblicklicher Aufhebung der freundschaftlichen Verhältnisse. Zu ausdauernder Liebe sind sie nicht geschaffen.

Die provenzalischen Fischer machen eine eigene Gesellschaft, oder Zunft aus, in welcher noch jetzt alles so besteht, wie vor vielen Jahrhunderten. Sie sprechen eine einfache, rauhe, veraltete Sprache, sind alten Sitten getreu, und behaupten den kräftigen, derben Charakter ihrer Vorfahren. Sie stehen, in Ansehung der Fischerey, unter einer eignen Gerichtsbarkeit in Marseille, (Jurisdiction des prud'hommes pecheurs) von welcher bis in das zehente Jahrhundert zurück Spuren vorhanden sind. Vier Aelteste, die alle Jahre Neugewählten Platz machen, sind die obersten Richter, vor welchen alle Klagen mündlich verhandelt werden, die mit den Worten: das Gesetz verurtheilt dich, den Theil, der Unrecht behält, abweisen und strafen, und von deren Ausspruch keine Berufung auf einen höhern Richter Statt findet. Diese Aeltesten heissen Prud'hommes; sind schwarz gekleidet, und werden von jedem der streitenden Theile mit zwey Sols bezahlt. Ihre Sitzungen sind gewöhnlich Sonntags Nachmittags.

Diese Fischerkaste, in der Matrosentracht der Figur 35, geben häufige, das Volk sehr belustigende, Schauspiele, worin sie ihre Fertigkeit im Mastenklettern und in Fischerstechen zeigen. Es werden dabey verschiedene Preise gewonnen.

Auch die provenzalischen Lastträger bilden eine aus-

gezeichnete Menschenklasse; ihr ganzes Aeusseres charakterisirt sie. Sie sind in einer besondern Gesellschaft vereinigt, wo diejenigen, welche eintreten wollen, Lehr- und Gesellenjahre überstehen, und ein Probestück machen müssen, wenn sie Meister werden wollen. Es giebt bey ihnen Aelteste, Mäckler, Ca[illegible]er und Zunftgeheimnisse. Sie leben äußerst einfach, und bleiben dabey doch kraftvoll. Sie führen oft die Rede: vier Centner Last zu tragen, sey Kleinigkeit; ein rechter Mann lade sich sechs Centner auf; aber Achtung dem, dessen Schultern acht, oder gar neun Zentner zu tragen vermögen! — In Toulon brachte es vor Zeiten ein gewisser Marquetas so weit, daß er sich mit zehn Centnern beladen konnte.

Unter den provenzalischen Landleuten zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen den Bewohnern des flachen Landes, der niedern und hohen Gebirge. Die achtbarsten, bravsten, redlichsten, gutmüthigsten, arbeitsamsten sind die Kernmänner der Hochgebirge. Sie kommen in die Küstengegenden herab, und suchen besonders in den Jünglingsjahren als Hausknechte, Aufwärter, Köche, wandernde Handelsleute etwas zu erübrigen, um alsdann in ihrer geliebten, nie vergessenen Heimath desto bequemer leben zu können. Ihre Anhänglichkeit an die heimathlichen hohen Felsenthäler ist ausserordentlich. Die Bewohner der niedrigern Berglagen zwingt die Magerkeit ihres Boden zu alljährlichen Auswanderungen. Nicht die Männer allein, auch Weiber und Kinder verlassen ihre Heimath mit dem Ende

des Herbstes, und ziehen in die südlichen Ebenen, wo sie auf die mannichfaltigste Art Unterkommen und Erwerb suchen. Sie werden als Fabrikarbeiter, Wagenknechte, Hausknechte, Tagelöhner benutzt; die Weiber finden als Waschfrauen Gelegenheit, sich zu nähren; Knaben dienen als Schuhputzer, Kastanienverkäufer, machen Musik, lassen Murmelthiere sehen; die Mädchen treiben allerley Blumen- und Fruchthandel. Aller Erwerb fällt in die gemeinschaftliche Kasse der Familie, und wenn man, spärlich genug, überwintert hat, wird die Heimreise angetreten. Jene Bergbewohner sind daher häufig gewandter, feiner, als andere Provenzaler, die entfernter von den Städten leben, aber sie nehmen auch alle Fehler und Verderbnisse der Städter an.

Die eigentlichen provenzalischen Landleute, Feldbauer, Winzer, Gärtner, sind in keinem guten Rufe; ihr auffahrendes, grobes Wesen wird allenhalben laut getadelt, und hat oft sehr gefährliche Folgen. Besonders eifersüchtig sind sie auf den Besitz ihrer Feldfrüchte, und ahnden jede Beeinträchtigung oft sehr grausam. Ein Flintenschuß ist oft nicht das Schlimmste, womit sie den Fremdling für einige abgerissene Feigen oder Trauben bestrafen; oft führt ihr Jähzorn sie noch weiter, und mancher wird zum Mörder aus blinder, leidenschaftlicher Uebereilung. Es sind händelsüchtige Menschen, denen nicht gut nahe zu kommen ist. Aber Ausnahmen finden auch hier Statt; ein Mann, der sich um keinen Preis, sollt' es auch das Leben kosten, Etwas

mit Gewalt entreißen lassen wird, giebt dem Wanderer dasselbe auf seine Bitte mit vieler Bereitwilligkeit, ohne Eigennutz. Von den provenzalischen Landleuten wandern alljährlich viele Hunderte zur Erndtezeit aus den südlichsten Gegenden in die nördlichern, um die Feldfrüchte um Lohn erndten zu helfen. Auf den südlichsten Punkten des mittäglichen Frankreichs fällt die Erndte schon in die letzten Tage des Monats May, auf den nördlichsten erst in das Ende des August; mittlere Lagen liefern innerhalb dieser drey Monate ihre reifen Erndten. Mit Weibern und Kindern, in Schaaren zu achtzig bis hundert Köpfen ziehen sie aus, ihre ganze Wirthschaft auf Eseln mit sich führend. Sie wählen Beamte, Kassenverwalter, Richter unter sich, werfen den ganzen Erwerb zusammen, zehren gemeinschaftlich, und theilen gemeinschaftlich, was übrig bleibt. Ihre Lebensart ist ächt patriarchalisch; jeder und jede sucht dem andern und der andern der Arbeit Mühen zu erleichtern, und einförmig eilen so die Tage hin. Auf der Tenne wird an jedem Abend ein großes Feuer unterhalten, wobey die Weiber kochen, die Männer plaudern und zechen, junge Leute beyderley Geschlechts sich mit Tanz und Liedern belustigen. An jedem Sonntage ruht alle Arbeit, und man weiht ihn ganz der Freude. Viertehalb Monate gehen diesen Leuten unter freyem Himmel hin, sie bleiben gesund und werden alt. Vielleicht verdanken sie dem häufigen Genuß von Weinessig, den sie allen Speisen beymischen, die Erhaltung ihrer Gesundheit in den glühenden Sommerta-

gen, deren Hitze Leute unserer Gegenden gar bald aufreiben würde. Sobald die Erndten zu Hause sind, wird von allen die Heimath wieder aufgesucht. Diese Schnitter verbringen ihr ganzes häusliches Leben theils in der Erinnerung an die vergangenen Sommer, theils in Zubereitungen auf kommende Erndten. Der Winter wird durch diese Wiedergenüsse und Hoffnungen angenehm verkürzt, und alle Geschäfte beziehen sich einzig auf die künftigen Wanderungen. Ihre Lieder verdienten gesammelt und bekannter zu werden, da sie den Ausdruck der ungekünstelten Fröhlichkeit enthalten.

Die Schaafzucht, die in mehreren Gegenden des mittäglichen Frankreichs beträchtlich ist, veranlaßt viele provenzalische Hirten zu ähnlichen Auswanderungen mit ihren Heerden. Diese Züge sind denen der spanischen Schäfer ähnlich, Alles ist dabey auf gewisse Art militärisch eingerichtet, und die Hin- und Herreise geschieht in der größten Ordnung.

Die Städte des mittäglichen Frankreichs begreifen viele prachtvolle neue steinerne Gebäude; andere enthalten große Massen von Häusern alter, veralteter Bauart, oft dienen dabey die Trümmer aus der griechischen und römischen Vorzeit zu Grundlagen, alte Tempel- und Theatermauern zu Stützungspunkten für neuere Gebäude von geringem Belang; man sucht in ihrem Innern, wo möglich, Kühlung zu bewirken, und hat für den Winter keine großen Aufmerksamkeiten im Bauwesen nöthig, da er unter dem südlichen Himmel selten

so strenge wird, daß Verwahrungsmittel, wie unsre Oefen, nothwendig wären.

Der Landmann baut sehr einfach, in manchen Gegenden sogar schlecht; oft begnügt er sich mit einer Lehm- oder Steinhütte, die nur durch die schöne Umgebung mahlerischen Werth für das Auge des Reisenden erhalten, sonst aber sehr dürftig sind. Feine Südfruchtbäume umgeben diese Wohnungen, verstecken sie in liebliche Schatten, und allenthalben umher wuchern wohlriechende Stauden und Kräuter. In Gegenden, wo Frühling, Sommer und Herbst des Jahrs größten Raum einnehmen, und von dem Winter, der uns in dichte, mit Oefen verwahrte Zimmer jagt, und darin viele Monate lang verschließt, selten mehr, als Ahndungen zulassen, da bedarf der gesunde, kräftig erzogene Landmann keines so festen Hauses, als wir; er bringt den größten Theil seiner Tage im Freyen hin, und sucht in seiner Wohnung mehr Schutz gegen Wärme, oder Regen, als gegen Frost. Da und dort werden, besonders an den Rhonegestaden, ländliche Wohnungen aus Kieselgeschieben recht zierlich aufgeführt. Tafel XI, Fig. 37 giebt davon einen anschaulichen Begriff. Diese abgerundeten Kiesel werden durch Mörtel verbunden, und Schichtweise aufgesetzt, so daß jede Schicht eine andere Richtung erhält. Auf diese Art bildet sich eine äußere Wandverzierung von angenehmer Abwechselung und Reinheit. Das Dach wird mit Schilf und Stroh gedeckt.

Mit der Einfachheit dieser Wohnung steht das Hausgeräthe in Verhältniß; es ist nur für die höchste

Nothwendigkeit gerechnet, und vieles davon wird von dem Hausbesitzer selbst verfertigt. Auch das Ackergeräthe ist einfach; mehrere Gegenden sind für den Ackerbau so wenig geeignet, daß die Anstrengungen des fleißigen Landmannes nicht belohnt werden; um nur einige zu nennen, die Gegenden von Vienne, Ampuis, Rossillon. Der Pflug ist dort äusserst kunstlos, (Tafel XI, Fig. 38) ein verhältnißmäßig langes, viereckigtes Stück Holz von 4 bis 5 Zoll Dicke, wovon das vordere Ende mit einer starken eisernen Spitze versehen wird, ungefähr 10 Zoll lang. Dieses Stück Holz liegt in horizontaler Richtung auf dem Ackerlande; man befestigt zwey Stiele daran, wovon einer vorwärts, der andere rückwärts gekrümmt ist, und der vordere dazu dient, die Ochsen daran zu spannen, der hintere dazu, den Pflug zu leiten. An diesem hintern Stiel hebt auch der Pflüger seinen Pflug mehr oder minder, und bemerkt dadurch tieferes oder flacheres Eindringen des Eisens in den Boden, nach den Erfordernissen des Feldes. Das Wagengeräthe der Provenzalen ist für den Auswärtigen ebenfalls auffallend; er wundert sich über die seltsamen Reitwagen, mit grober Leinewand bezogen, großen Tonnen ähnlich, mit Rädern aus einem Stück Holz, und über die leichte Bespannung, über das höchst einfache Joch der Ochsen, von welchen sie gezogen werden. Tafel XII, Fig 43 stellt einen solchen Bauer- oder Frachtwagen dar. Eigenheiten haben auch die Kutschen in mehreren Gegenden des mittäglichen Frankreichs. Der Erfindungsgeist der Städtebewohner, die in den Luxusbedürfnissen und

in der Kunst, sie zu befriedigen, selbst den Menschen in der Hauptstadt des Reiches nichts nachgeben, ist auch hier geschäftig, alles, was das Leben bequemer machen kann, anzuwenden, und fremde Erfindungen der Lage und Temperatur des Landes anzupassen. Meine Leser sehen in Tafel XII, Fig. 42 eine Kutsche seltner Art, sehr schmal, lang und leicht; sie wird besonders bey Landpartbieen benützt. Die Fahrenden sitzen alle Rücken an Rücken und genießen der freyen Luft und Aussicht besser, als in unsern Kutschen möglich ist. Gegen übles Wetter schützen Vorhänge, die nach Gefallen zurück geschoben werden können. Dergleichen Kutschen werden in Lyon mit vieler Zierde und nicht ohne Geschmack verfertigt.

Die provenzalische Sprache ist eine seltsame Mischung von griechischen, römischen, germanischen, arabischen, spanischen, italienischen, und französischen Wörtern, und hat sich in den verschiedenen Zeitperioden der Herrschaft und des Einflusses von fremden Völkern über diese Gegenden gebildet, bereichert, so daß sie endlich eine gewisse Selbstständigkeit erhalten und aus dem Gemische von fremdartigen Worten und Wortfügungen zu bestimmter Eigenthümlichkeit empor gehoben werden konnte. Die fröhlichen Dichter früherer Jahrhunderte, die wir unter dem Namen der Troubadours kennen, gaben ihr Vollendung und Reinheit, aber neuerlich verlohr sich diese wieder, und jetzt sprechen nur noch, und kaum, die höheren Gebirgsbewohner die alte provenzalische Sprache, die, unter andern, auch an kräf-

tigen Sprichwörtern, und sinnreichen Anspielungen überaus reich ist.

Die Bewohner des mittäglichen Frankreichs sind von der Natur mit leichtem, fröhlichen Sinn begabt, daher ihre Lust an Gesängen, Festen und Tänzen. In Städten und auf dem Lande ist die Zahl der Feste, die auf die fröhlichste Weise gefeyert werden, ansehnlich, an keinem hängt das Herz der Provenzalen inniger, als an der Feyer des Weinachtsabends. Wenn bey uns um diese Zeit Alles von Frost starrt, die Erde in den Todtenschleyer gehüllt schlummert, blühen und düften dort die herrlichsten Blumen, daher machen diese die erste Zierde der Festgelage aus, welche ganze Familien gemeinschaftlich veranstalten; daher ist nahe an Weihnachten der Blumenmarkt zu Marseille und in andern bedeutenden Orten des Landes so herrlich und überreich geschmückt. Am Weihnachtsabend werden dort, nach Schillers Ausdruck, alle Herzen weit, Feinde versöhnen sich, Freunde knüpfen ihre schönen Bande inniger; die Jugendjahre des Lebens kehren zurück. Bey dem ächten Weihnachtsschmause dürfen Muskatwein, Lieder, Honigkuchen, und ein Fichtenklotz im Kamin, den man fleißig mit Oel und Wein begießt, nicht fehlen. Die Nacht enteilt kaum bemerkt.

Der Landmann übt sich zur Feyer des Festes in Wettläufen, im Ringen, Klettern, stellt Hahnenkämpfe an, singt mit andern um einen festgesetzten Preis, und trinkt und jauchzt dabey fröhlichen Muthes.

In der Gegend von Frejus, Antibes u. a. war in den neuesten Zeiten, nach den Berichten der Reisenden, ein Gebrauch geltend, von dem meine Leser nicht ohne Theilnahme hier Einiges hören werden. Vier Wochen vor Weihnachten beehren die Jünglinge in den Dörfern die Mädchen mit Abendmusiken. Wenn Weihnachten kömmt, erwiedert jede diese Auszeichnung mit dem Geschenk eines Kuchens, der den Namen der Geberin trägt, und mit Bändern geschmückt ist. Der Anführer der Jünglinge nimmt diese Gaben an, und veranstaltet am zweyten Feyertage eine allgemeine Versammlung, in welcher diese Kuchen öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden. Er rühmt, indem er, auf einer kleinen Erhöhung stehend, die schönen Kuchen den Kauflustigen darbeut, mit lauter Stimme jede von den Geberinnen, und überläßt es der Schaar von jungen Leuten, von welchen er umgeben ist, sich solchen durch das höchste Geldgebot zuzueignen. Von dem Gelde werden die Kosten der Musik, u. s. w. bey den Tänzen das Jahr über bestritten.

Andere Scenen bietet der Abend vor den Dreykönigen dar, wo ein beleuchteter, mit Mauleseln (bisweilen mit sechs Paar) bespannter Wagen umhergeführt wird; das Fest des heiligen Antonius, der erste May, die Pfingstfeyertage, und besonders das Frohnleichnamsfest werden alle mit südlicher Phantasie und in voller, oft ausgelassener Lust gefeyert. Zu einer kurzen Schilderung der Procession an dem Frohnleichnamsfeste zu

Aix verbindet mich Tafel XIII, welche einige Personen und Gruppen daraus darstellt.

Schon am Sonntage Trinitatis beginnen die Feyerlichkeiten. Ein Mann in Königstracht aus dem 13ten Jahrhunderte wird von 12 als Teufel verkleideten Männern in die Hauptkirche begleitet. Priester weihen ihn und seine Gefährten. Fig. 50—53 sind dergleichen Teufelslarven. Einer zeichnet sich durch größere Hörner als der Oberste aus, alle sind mit vielen Glöckchen behangen, mit Ruthen, Gabeln, Haken und Keulen versehen. Sobald der König die Kirche verläßt, beginnen die Teufel ihr Spiel, quälen ihn auf alle Weise und zwingen ihn, sich mit seinem Scepter zu vertheidigen und zu entfliehen. Auf verschiedenen Plätzen der Stadt wird der lose Lerm erneuert, bis nach Hause. Es ist das große Teufelsspiel, zum Unterschied des kleinen Teufelsspiels. Die Gruppe Fig. 48 bis 53 bildet lezteres ab. Ein weiß gekleideter Knabe trägt ein Kreuz, ein Engel in eben dieser Kleidung geht neben ihm; goldne Flügel und der goldne Schein auf dem Kopfe geben den Engel zu erkennen. Vier Teufel ängstigen das Kind; der Engel sucht ihre Streiche abzuhalten und aufzufangen. Damit er diese weniger fühle, ist sein Rücken mit einem Kissen verwahrt. Es will sich die zarte Kinderseele nicht entreißen lassen, und gebehrdet sich seltsam genug mit dem Kleinen, den er endlich fliehend mit sich fortreißt.

Eine andere Scene zeigt sich den Abend vor dem Feste. Der sogenannte König der Bazoche (Tafel XIII, Fig. 44), Hauptanführer des Zuges, schickt seinen Haupt-

mann (T. 47) mit sechs Stabträgern an die Hauptkirche, um den Gruß des sogenannten Abbé der Jugend von dessen 6 Stabträgern zu empfangen. Man streitet zum Schein über die Art der Ehrenbezeugungen, und die sechs Stabträger des Abbé werden in die Flucht geschlagen und kämpfend verfolgt. Das künstliche Spiel der Fliehenden und ihrer Verfolger mit ihren Stäben dient dem Volke zu gar großer Belustigung. Noch zeigt sich am nämlichen Abend spät das Vorspiel des ganzen Zuges, gleichsam zur Probe, mit Lichtern und Fackeln. So ist die Ordnung des Zuges: Fama zu Pferd voraus mit der Trompete; Trommeln und Pfeifen; Wache, mit Fahnen; lermende Soldaten-Musik; Herzog und Herzogin von Urbino auf Eseln, von Hofleuten umgeben; Trommeln und Pfeifen; Momus, Merkur, Pluto, Proserpina, zu Pferd; die Rotte von Teufeln; Fauen und Nymphen tanzend; Musik; Pan und Syrinx zu Pferd; Bacchus auf einem Faß, das auf einem Wagen geführt wird; Mars, Minerva, Apoll, Diana, zu Pferd; Königin von Saba; Musik mit Tambourins; Saturn, Cybele, zu Pferd; Tänzer, Tänzerinnen, mit Tambourins; ein prachtvoll erleuchteter Wagen, worauf Jupiter, Juno, Venus, Amor sitzen; drey Parzen zu Pferd schließen den Zug.

Alle diese Maskirten ruft der Morgen des Frohnleichnamsfestes zur Messe in die Hauptkirche; viele neue Masken-Gruppen treten hinzu, und nach geendigtem Gottesdienste beginnt der höchst seltsame, feyerliche Umzug. Auf allen Hauptplätzen der Stadt spielen die

Hüptgruppen ihre Rollen unter dem lauten Beyfall der allenthalben herbeyströmenden Volksmenge. Die ganze Darstellung zerfällt in viele Gruppen und verschiedene Auftritte. Die zwölf großen Teufel mit dem Könige; vier kleinere Teufel mit dem Kinde, das der Engel beschützt. Moses und ein Hoherpriester mit den Gesetztafeln; ein Jude trägt das goldne Kalb, andere tanzen umher, den alten Moses mit Gebehrden verspottend. Einer von den Tanzenden wirft eine eingewickelte, lebendige Katze in die Höhe und fängt sie mit den Händen. Die Königin von Saba mit drey Damen, deren jede eine silberne Schaale trägt; sie begleitet ein Lustigmacher mit Schellen um die Knie, und einem Degen in der Hand, woran ein Kartenhäuschen hängt. Er und die Damen tanzen. Die drey Könige aus Morgenland, vor ihnen ein Mann in weißem Talar, der einen Stern auf einer Stange trägt. Nach den Bewegungen des Sterns tanzen die Könige. Der unschuldige Kindermord; Herodes voran mit Mantel, Krone und Scepter; ihm zur Seite Fähndrich, Tambour und Soldat mit Schießgewehr; acht Knaben und Mädchen spottend um den König her, bis auf seinen Wink der Soldat sein Gewehr losschießt; sogleich fallen alle nieder und wälzen sich auf der Erde. Simeon, als Hoherpriester, Segen austheilend, neben ihm der Knabe Johannes in Schaffell gehüllt. Judas mit dem Beutel und den 30 Silberlingen; Jesus, als Mönch, sein Kreuz schleppend, eilf Jünger um ihn her. Sankt Christoph als Riese in langem Talar, das Kind Jesus auf der Schulter. Ihn

sehen meine Leser Tafel XIII, Fig. 45, so wie ich ihnen auf eben dieser Tafel Fig. 46 einen von den drey Weisen aus Morgenland abgebildet habe. Daß in der Maske des großen Christophs ein kleinerer Mensch stecke, verräth sich an dem Bilde deutlich, zu welchem die kleinen Beine und Füße nicht passen würden, wenn auch der Herr, dem sie gehören, nicht, durch Neugier angetrieben, den Talar geöffnet und sich gezeigt hätte.

Diesem Hauptzuge folgt ein seltsamer Nachtrab, von besonderen Gesellschaften gebildet; die eine nennt man: die muthigen Pferde. Acht bis zehn Jünglinge, mit Bändern geschmückt, goldnen Epauletts und mit geweihten Skapulieren auf der Brust, ragen mit halbem Leib aus Pferdeuntertheilen von Pappe hervor, und ein ringsum herabhängendes Tuch verhindert, daß man die Füße nicht sehen kann. Sie nennen sich Centauren und führen einige Tänze auf. Eine andere Gesellschaft nennt sich die Tänzer. Wamms, Beinkleider und Strümpfe sind von weißer Seide, die Kniebänder mit Schellen und Glöckchen besetzt; sie sind von einer eben so gekleideten Schaar von Kindern begleitet, welche mit ihnen besondere Tänze aufführen. Die Aussätzigen folgen dieser muntern Gruppe; Kinder, mit Mauleseldecken behangen, mit Schellen und Glöckchen versehen, die Schulter und Brust zieren. Ein Knabe darunter zeichnet sich durch einen ungeheuer großen Kamm aus, den er in der Hand hält, ein anderer durch eine riesenmäßige Scheere, ein dritter durch eine Bürste von ausserordentlicher Größe; sie tanzen um einen vierten her, der

eine fürchterlich große, alte, zerzauste Perücke trägt. Zuletzt kömmt ein Mann im Leichentuch, das Stundenglas auf dem Kopfe, die Sense in der Hand, womit er vor sich her zu mähen scheint.

Es ist leicht zu begreifen, daß dieses Schauspiel eine ungeheure Menschenmenge aus allen Gegenden herbeylocken müsse. Der Zügellosigkeit ist dadurch der Weg gebahnt, und die gröbsten Ausschweifungen sind im Gefolge von dergleichen Scenen. Den Teufeln besonders ist Alles erlaubt; sie quälen drey Tage lang alle Menschen, die ihnen nahe kommen, erzwingen den Eintritt selbst in die Häuser der Vornehmen, und fordern Wein, den ihnen Niemand versagen darf.

Die bey diesem Possenspiel gebräuchlichen Larven, bedecken nicht bloß die Vorderseite des Gesichts, sondern den ganzen Kopf; es sind hohle Köpfe von Pappe, worin der weit kleinere, natürliche Kopf des Verlarvten steckt. Ein König, Renat von Provence, aus dem Hause Anjou, soll diese feyerlichen Aufzüge am Frohnleichnamsfeste angeordnet haben.

Die Nationaltänze der Provenzalen sind verschieden, und haben verschiedene Benennungen. Der eigentliche Volkstanz ist die Provenzale, dem spanischen Fandango ähnlich, nur noch unzüchtiger. Ein anderer Nationaltanz ist die Farandoulo; man hält einander bey den Händen, tanzt im Kreise, oder in langer Reihe, schlüpft oft unter den Armen durch, u. s. w., oft die Männer allein und die Weiber, oft gemischt. Die Moreske, die Bergeres, (welcher mit Sicheln, Har-

ken, (Rechen) Spindeln, Weifen (Haspeln) und andern ökonomischen Geräthschaften getanzt wird,) les Türques, (ernsthafter Art) les Epees (wo Männer und Weiber im Kampfe zu seyn scheinen,) die muntern Rosse; (ein Tanz, den wir schon kennen aus der Schilderung der Frohnleichnamsprozession;) dieses sind die verschiedenen Lieblingstänze der Provenzalen. Die Musik besteht blos aus Trommeln und Pfeifen.

Zu den Spielen dieser fröhlichen Menschen gehören Wettläufe, wobey sich die Wettläufer bisweilen, zum Uebermaaß der Anstrengung, in Säcke bis an den Hals einbinden, oder abhängig liegendes, frisch geackertes Feld anlaufen. Das Springspiel über Gräben, Hecken, Seile, Gerüste, oder mit zusammengebundenen Füßen; das Soldatenspiel, wobey eine kleine Schanze angegriffen und vertheidigt wird; das Wurfspiel mit einer Kugel von Eisen; das alles sind Spiele, die der provenzalische Landmann sehr, einige davon leidenschaftlich liebt. Die Preise bestehen in Hüten, Strümpfen, Schalen, Bändern, Scherpen u. s. w.

In den Unterhaltungszirkeln der reichen und vornehmen Städtebewohner gelten die Belustigungsmittel und Spiele, welche überhaupt der Erhohlungsstunden der gebildeten Europäer im Süden und Norden sich bemächtigt haben, mit dem nämlichen Unterschied, der in Ansehung einzelner Personen allenthalben herrscht, und den einen häufiger an Spieltische, den andern öfter in Theater und Musiksäle führt. Aber auch die stille Liebe an einsamer Lektüre, die Lust an Wissenschaf-

ten und Künsten hat ihre Freunde, wenn gleich wenigere, als in Ländern, wo das Blut minder rasch, Jahr aus und ein, in den Adern rollt, als unter dem warmen Clima des mittäglichen Frankreichs. Die wissenschaftlichen Bildungsanstalten sind dem Genius des Zeitalters angemessen; die Einwohner des Landes bewähren sich, äusserlich wenigstens, als Anhänger der katholischen Kirche, und das Landvolk ist noch abergläubisch in hohem Grade. Das ist leider überall so; suche, und finde, wer da will und kann, den Staat, wo es anders wäre, und wo nicht die besten Entwürfe, Absichten, die bedeutendsten Anstrengungen der Regierung an dieser Menschenklasse großentheils scheitern.

Man klagt über die Menge der Räuber und Mörder in diesen herrlichen Gegenden; sie werden als Galeerensklaven nach Toulon geschickt; die Regierung strebt, ihre Zahl zu mindern, sie ganz auszurotten; aber das Uebel liegt tiefer, und bey Menschen, wie man in jenen Gegenden findet, so leicht entbrannt, so wütend im Zorn, so zank- und raufsüchtig, wird ihre Sorgfalt noch lange ununterbrochen bleiben müssen, um diesem schönen, gesegneten Erdstrich eben so milde, würdige Bewohner zu verschaffen.

57
65
55.
59
60
58

Die Houzouanas.

Tafel XIV. Figur 55. 56. 57.

Der Landstrich, welchen die Houzouanas bewohnen, dehnt sich von dem Kafferlande bis zu den Wohnsitzen der großen Namaquas aus; seine, vielleicht noch beträchtlichere, Ausdehnung von Süden nach Norden ist nicht hinlänglich bekannt, da noch kein Reisender bis an ihre nördliche Grenze vorgedrungen ist. Furchtbare Gebirge stellen sich dem Besuchenden in den Weg, schauderhafte Schluchten und enge Thäler verzögern sein Vordringen; er muß die Ansicht dieser Gegenden um so schrecklicher finden, da sie nur äußerst wenige und dürftige Pflanzen zu erzeugen vermögen, und hier, unter einem sonst so ergiebigen Himmel, alles Leben erstorben zu seyn scheint.

So, dürftig und rauh ist das Land beschaffen, worin ein bedeutendes Volk unabhänig lebt, das sonst bessere Gegenden bewohnte, aber endlich gezwungen ward, sich und seine Freyheit vor den Mißhandlungen und Bedrückungen europäischer Ansiedler zu retten.

Noch erhält sich am Vorgebirge der guten Hoffnung die Sage, das Volk der Houzuanas habe damals, als die

Holländer dieses Land besetzten, das sogenannte Cambebo, die Schneeberge, und alle die Striche, welche diese Gegenden von der Kafferey trennen, bewohnt. Anfangs in gutem Vernehmen mit den Neuansiedlern; sie wirkten sogar thätig bey der Anlage der Pflanzungen mit. Aber als schlechten Gesindels eine gar große Menge aus Holland nachkam, welches sich weiter und weiter verbreitete, so fingen diese Pflanzer an, von jenem Volke die Hülfeleistungen, welche sie aus gutem Willen gethan hatten, nun als Schuldigkeit nicht allein zu fordern, sondern auch zu erpressen, und dieß thaten sie oft mit entehrender Grausamkeit; da flohen die der Freyheit so sehr ergebenen Wilden in die abgelegenen Bergthäler: Aber was half es? Auch diese Thalbewohnungen reizten die Habgier der Europäer, sie griffen jene ruhigen, sorglosen Menschen an, mordeten sie und verjagten sie durch überlegener Waffen Gewalt. Mit dem tödtlichsten Haß im Herzen, und mit dem fürchterlichsten Schwur der Rache, die noch jetzt in ihren Nachkommen unvertilglich sind, besetzten die Houzouanas nun die Felseneinöden, wo sie jetzt noch, kümmerlich und von Noth gedrungen, mehr von dem Erwerb der Jagd und des Raubes, als von dem Ertrag der Heerden, die ein so rauhes, Pflanzen-armes Land nur kärglich nähren könnte, leben. Sie sind bey den weißen Capbewohnern als die schrecklichsten, frechsten Räuber und Mörder verschrieen, und ihr Name nur ist in ganz Südafrika im Stande, Furcht und Schrecken weit zu verbreiten, und doch, abgerechnet, daß sie oft Noth zu gewaltthätigen Schritten verleiten muß, zeigen sich

bey näherer Beschauung auch diese Houzouanas durchaus in anderem Lichte und in ihrem innern Haushalt des Menschennamens wohl werth, den ihnen ihre Bedrücker und Verfolger streitig machen.

Die Houzouanas gehören unter die körperlich kleinsten Völker von Afrika; der größte mißr kaum 5 Fuß andere sind oft auffallend klein. Die Kopfbildung weicht von der bey den Hottentotten merklich ab, obgleich im Ganzen die Verwandschaft der Züge unverkennbar bleibt. Das Kinn läuft nicht so spitzig aus, wie bey den Hottentotten, und die Nase der Houzouanas ist noch weit platter als bey diesen; vielleicht die allerunbedeutendste Nase auf dem Erdboden, die bey diesem Volke zur Nationalphysiognomie gehört. Man könnte sagen, die Nase fehle den Houzouanas gänzlich, denn es zeigt sich davon in ihrem Gesichte nichts als die breiten Nasenlöcher und ein fleischiger Vorsprung, der kaum 5 bis 6 Linien mißt. Von der Seite gesehen verhäßlicht, nach den Grundsätzen der Europäer, diese Nasendürftigkeit das Gesicht der Houzouanas sehr, sie gleichen eher Affen als Menschen, und von Vorn betrachtet fällt ihre Gesichtsbildung wegen der weiten Stirne, welche sie auszeichnet, eben so sehr und fast widerlich auf, allein die großen, sprechenden Augen scheinen da zu seyn, um jene Eigenheiten wieder auszugleichen, wenigstens wird durch sie das Unangenehme in den Gesichtszügen sehr gemildert. Und fragt den Houzouana, ob er die lange Nase des Europäers, sein rundes Kinn u. s. w. schön finde? Er wird es verneinen,

und gestehen, daß es ihm eben so schwer werde, sich bey dem Anblick des Weißen an dessen Mißgestalt zu gewöhnen, als diesem. So hat es Le Vaillant erfahren, dessen Nase unter den Houzouanas lange für die häßlichste Entartung betrachtet wurde. *)

Das kurze Haar der Houzouanas ist so fein gekräuselt, daß man ihre Köpfe in einiger Entfernung für geschoren hält; die Farbe ihrer Haut erreicht die Schwärze nicht, welche den Hottentotten eigen ist, sie hat mehr Uebereinstimmung mit der bleygrauen Farbe der Malayen.

Wenig unterscheidet sich die weibliche Gesichtsbildung bey diesem Volke von der männlichen; nach unsern Begriffen ist sie eben so häßlich, und eine sonderbare Art von Auswuchs über dem Hintern zeichnet sie noch überdieß aus. Le Vaillant vergleicht solchen mit dem sogenannten falschen Hintern (cul pastiche), der vor mehreren Jahren zu den Entstaltungen gehörte, womit die Mode von Paris aus auch Deutschland heimsuchte; er glaubte Anfangs den Grund des seltsamen Hervorragens dieser Theile (sie wird auf der Abbil-

*) Wer von meinen Lesern sehr umständliche und gar angenehm unterhaltende Aufschlüsse über die südafrikanischen Völkerschaften erhalten will, säume nicht, Le Vaillant Reise in das Innere von Afrika zu lesen. In Frankfurt a. M. ist davon eine sehr gut gerathene Uebersetzung in 5 Bänden bey Guilhauman erschienen, welcher sie mit den nöthigen Kupfern ausgestattet, und überdieß in sehr civilem Preise der Lesewelt übergeben hat.

dung Tafel XIV. 56. sichtbar) in einer außerordentlichen Krümmung des Rückgrades suchen zu müssen, allein bald überzeugte er sich vom Gegentheil. Die Rückenwirbel zeigten nicht die mindeste Misgestalt, sondern die ganze Verlängerung bestand aus einem Klumpen Fleisch, der bey jeder Bewegung des Körpers schwankt. Diese ganz eigene, den Mannspersonen unter diesem Volke fremde, Gestalt, bringen sie mit zur Welt, und sie entwickelt sich noch mehr bey reiferen Jahren. Bey kleinen Mädchen, die ohnehin ganz nackend laufen, sieht es aus, als ob sie mit einem unförmlichen Pack beladen wären. Mütter machen davon einen für ihre Kleinen, die noch nicht gehen können, nützlichen Gebrauch, indem sie solchen, statt sie auf dem Arme zu tragen, eine bequeme Stelle zum Stehen auf Wanderungen anweisen. Eine Hand reicht hin, das Kind zu halten. Diesen Wulst abgerechnet, sind die Mädchen und Frauen der Houzouanas durchaus wohlgestaltet, und zeichnen sich durch schöne Aerme, kleine Hände und Füße aus. Die Bekleidung der Houzouanas ist die einfachste von der Welt. Diese Menschen gehen Jahr aus und ein nackend, nur gebietet auch bey ihnen die Schamhaftigkeit, ein ganz kleines Stück Fell durch zwey Riemen um den Leib zu binden, um die Geschlechtstheile zu verhüllen. Damit die Füße nicht öfters geritzt werden, verwahren sie solche durch Sohlen, die von Riemen über den Knöcheln festgehalten werden. Diese beständige Nacktheit von dem ersten Lebenshauche an, bewirkt eine

völlige Abhärtung des Körpers, dem es am Ende einerley ist, ob er sich auf glühenden Sandebenen in der größten Hitze, oder auf den Schneeflächen der höchsten Berge befindet.

Was dem Körper der Houzouanas an Größe abgeht, ersetzt dessen regelmäßiger Bau, und eine Kraft, Regheit und Rastlosigkeit, welche sie über alle südlichen Afrikaner weit hinaufhebt. Die Houzouanas sind muthig und stolz auf ihre Stärke, stolz auf den Ruf der Unerschrockenheit und Tapferkeit, der überall vor ihnen hergeht. Es ist schwer, sie durch Beschwerden zu ermüden, ihre Gesundheitsfülle trotzt auch den härtesten. Sie halten allen Schmuck für überflüssig, aber oft schmieren sie den Körper mit Fett ein, um die Glieder geschmeidig zu erhalten. Eine ganz niedrige Ledermütze bedeckt gewöhnlich den Kopf, sie wird aus dem Fell des Jakals bereitet.

Nicht ganz so nackend, wie die Männer, gehen erwachsene Mädchen und Frauen der Houzouanas; sie umgürten den Leib mit einem Riemen, woran eine lange lederne Schürze befestigt ist, welche hinten von den Hüften bis auf die Füße herabhängt. Die Schamtheile sind durch ein ganz schmales Streifchen Leder verhüllt. Den Kopf bedeckt die Männermütze, auch sind die Füße eben so, wie bey diesen, durch Sohlen in etwas, aber doch nur dürftig, beschützt. An einem andern, ebenfalls um die Hüfte befestigten Riemen tra-

gen sie eine Fettbüchse, die aus Holz, oder Schildkrötenschale, auch wohl aus Elfenbein roh verfertigt ist, und die zottige Schweifkwaste eines Thieres, an einem Stück Holz befestigt, womit sie, eig n genug, den Schweis abtrocknen. Tafel XIV 56, versinnlicht diese Tracht, aber den merkwürdigen Schweistrockner sehen meine Leser deutlicher noch in der Hand der Fig. 55.

An Putz wird bey diesen Weibern und Mädchen kaum gedacht. Le Vaillant war vielleicht der erste, der ihnen die Idee beybrachte, sich mit Reihen von Glasperlen zu behängen. Sie folgten bald dem Beyspiel einiger Hottentotten-Weiber, die sich im Gefolge dieses Reisenden befanden, und den Putz mit bunten Glasperlen leidenschaftlich lieben. Zur Einreibung des Körpers gebrauchen sie am Liebsten Fett von Thieren, aber auch ein gewisses Oel, das beym Rösten weißer Ameisen-Puppen ausschwitzt. Man riecht es genau, wenn sie von diesem Oele Gebrauch gemacht haben; der Geruch ist scharf, streng, ohne eben unangenehm zu seyn.

Ein armes Volk, wie die Houzouanas, baut sich sehr schlechte Hütten; sie sind nur halb so groß als selbst die einfachen Wohnungen der Hottentotten, und aus Baumästen erbaut, mit Laub, Moos, Schilf bezogen, auch wohl mit Lehm überstrichen. Wenn eine Hottentottenhütte, sagt Le Vaillant, in der Mitte vertikal durchschnitten, und nun der Durchschnitt mit Wänden versehen würde, entstünden zwey Houzouanas-Hüt-

ten. Wandernde Völker haben sonst nur Zelte, aber die Wohnungen der Houzouanas sind feststehend, und die Horden, welche ihren Sitz verlassen, um einen andern aufzusuchen, brechen ihren Kraal nicht ab, damit andere Stammesverwandte, welche in diese Gegend kommen, nicht ohne Obdach seyn möchten. Bequemlichkeit oder gar bedeutenden Vorrath an Geräthschaften sucht man in diesen Hütten vergebens. Eine selbstgeflochtene Matte nebst einigen Gefäßen aus Thon, ist Alles, was man außer den Waffen des Mannes darin antrifft. Auch diese sind äußerst einfach und beschweren ihn nicht, ob er sie gleich stets bey sich trägt. Kurze Pfeile mit einer Spitze von Knochen, aber ohne Gefieder am Pfeilstock, und ein kurzer, aber starker Bogen mit einer Darmsehne, dieß ist die ganze Bewaffnung; einen Theil des Pfeilvorrathes trägt der Mann in der Hand, wenn er gegen den Feind oder auf die Jagd geht, den andern bewahrt er in einem kurzen, leichten Köcher aus der Rinde der Aloe verfertigt, und mit Fellen einer Eidechsenart überzogen. Er hängt an einem Riemen über der Schulter. Auf Wanderungen wird die Matte mitgenommen, und zum Nachtlager an einigen Stäben, die man in schiefer Richtung in die Erde steckt, ausgespannt; aber häufig ist die nackte Erde unter einem Schirmdach des Felsen gut genug, um sich durch den Schlaf zu erquicken.

Der Wohnsitz der Houzouanas ist zu elend, um mit Heerden daselbst bestehen zu können; gewöhnlich

haben daher diese armen Menschen gar nichts, als was Jagd und Zufall ihnen bescheren. Sie sind daher Räuber aus Noth, und, bey Widerstand, Mörder, ohne den Vorwurf der Mordlust zu verdienen. Sparsamer lebt kein Volk unter der Sonne, als eben diese Houzouanas. Sie erlegen Gazellen und andere jagdbare Thiere, rösten die Larven der weißen Ameisen, genießen Heuschrecken, die ihnen der Wind oft in ungeheuren Schaaren zuführt; auch ist von Streifzügen in benachbarte Gebiete nicht die Rede, so lange diese Nahrungsquellen nicht versiechen; geschieht aber dieß, alsdann sehen sie auch fremdes Eigenthum als das ihrige an, belauern, weitumherblickend, die Heerden ihrer Nachbarn von den höchsten Bergen herab, und fallen oft mit einer Wuth über sie und ihre Besitzer her, die bey der Lebhaftigkeit ihres ganzen Wesens furchtbar ist. Ihre Streifzüge führen sie oft weit hinweg, entfernen sie lange von der Heimath, und zu Hause warten die Zurückbleibenden, Greise, Weiber, Kinder, mit Sehnsucht, hungernd, auf die Wiederkehr. Kömmt nun der Zug der Männer ohne Beute, vielleicht geschlagen vom Feind, so verwandeln sich die sonst sanften Frauen in wahre Furien. Das Geschrey der Kinder, der eigne Hunger befeuert sie zu Schimpfworten und Drohungen. „Geht, feige Männer, wir wollen euch verlassen, und uns bessere Ernährer und muthvollere Beschützer aufsuchen.“ Reizt dieß die Männer nicht zu einem neuen kräftigeren Versuch, so vermehrt sich noch die Wuth der Frauen; sie

binden endlich ihr kleines Schamschürzchen los, und schlagen es den Männern kräftig um das Gesicht. Diese Beschimpfung ist das ärgste, was den Houzouanas widerfahren kann; sie toben, bedecken ihr Haupt mit der Kriegesmütze, helmähnlich geformt, aus der bemähnten Nackenhaut der Hyäne verfertigt, und nun wüthend fort über Berg und Thal, und nicht eher kehren sie wieder heim, als mit einer geraubten Heerde oder mit eßbarer Beute beladen. Die Weiber gehen den Siegern entgegen, ehren sie hoch, und überhäufen sie mit Zärtlichkeiten; nun wird herrlich und in Freuden gelebt, und an nichts weiter gedacht als an Genuß, so lange der Vorrath noch nicht zu Ende ist; wird aber derselbe wieder geringer, alsdann treten neue Beschwerden und neue Anstrengungen ein, um jene zu heben.

Aus dieser Skizze der Lebensart der Houzouanas wird von selbst gar Vieles deutlich, was sie betrifft, ihr ewiger Kriegszustand, die Furcht anderer Afrikaner vor diesen kecken Räubern, die Erbfeindschaft aller gegen diese, ihr unstätes Umhertreiben, und so manche Fertigkeit, welche sie vor allen Nachbarn besitzen. Man muß die Houzouanas (so nennen sie sich selbst) nicht mit den Buschhottentotten verwechseln, welche den europäischen Pflanzern, so wie die Buschneger in Amerika, gar oft gefährlich werden. Diese sind zusammengelaufene Negersklaven und andere Bösewichte, denen in den Wildnissen, wohin sie vor der Peitsche ihrer Herren entfliehen, nichts anderes übrig bleibt, als

Raub und Mord. Es ist kein Volk, nur Gesindel aus vielen Racen; aber die Houzouanas sind ein zahlreicher Volksstamm, der fest zusammenhält, schon in äußerer Bildung von andern verschieden, und wahrscheinlich der, von welchem alle andre Stämme der Südafrikaner ihren Ursprung haben. Auch haben sie mit den Buschhottentotten nicht die mindeste Gemeinschaft.

Das kriegerische Volk der Houzouanas hat, durch die Nothwendigkeit dazu gedrungen, die Sehkraft so sehr entwickelt, daß Europäer und selbst andere Afrikaner darüber erstaunen. So z. B. sehen die Houzouanas in bedeutender Entfernung, wo Wasser unter der Erde verborgen ist. Im eigentlichen Sinn gesprochen, ihre Augen verschaffen ihnen diese Kenntniß. Sie legen sich auf den Bauch und schauen umher, und gewahren die höchst feine Ausdünsiung, welche sich über den Stellen, wo Wasser verborgen ist, oft für jedes andere Auge unmerklich, zeigt. Thiere und mehrere Wilde auch in Afrika, riechen das Naheseyn einer Quelle, eines Baches, aber der Wind muß von dort herkommen; weit sicherer erreichen die Houzouanas ihren Zweck. Leichter sehen sie an den Ausdünstungen, Lachen und Pfützen, welche da und dort vom Regen übrig bleiben, auch selbst wenn ein Hügel die Stelle selbst verdeckt, aber am leichtesten bemerken sie fließendes Gewässer, dessen Krümmungen und Richtung sie genau aus großer Ferne angeben können. Ihr Blick reicht überhaupt außerordentlich weit, und darum, und wegen ihrer Kraft und Gesundheit, sind sie auch so treffliche Bogenschützen.

In einer andern Geschicklichkeit haben sie es ferner sehr weit gebracht, abwesenden Theilen der Horde, oder aus der Ferne den Zurückgebliebenen, Zeichen zu geben. Diese Zeichensprache besteht in Feuern, welche zur Nachtzeit auf den Bergspitzen angezündet und unterhalten werden. Diese Gewohnheit ist alt, und bey vielen Völkern im Gebrauche; aber die Houzouanas hat die Nothwendigkeit gelehrt, diesen Feuern mancherley Bedeutsamkeit zu geben. Sie geben den Abwesenden durch die Zahl der Feuer, durch veränderte Stellung u. s. w. von allem Nachricht, was ihnen zu wissen nöthig ist, verkünden erfochtne Siege, erlittene Niederlagen, den bevorstehenden Abmarsch der Horde, die Richtung des neuen Marsches, rufen sie zurück, warnen, bedeuten sie auf alle Art und Weise. Sie verstehen sogar diese Zeichen auf verschiedene Art zu geben, um ihren Feinden die Möglichkeit zu entziehen, solche durch Nachahmung zu ihrem Schaden zu gebrauchen.

So verrufen die Houzouanas bey den Europäern und Hottentotten sind, so wird der nähere, vorurtheilfreye Beobachter ihrem Charakter dennoch eine sehr ehrenvolle Erwähnung nicht versagen können. Offenes, heiteres Wesen empfiehlt sie dem, der näher mit ihnen bekannt wird, ihr steter Frohsinn, ihre ununterbrochene Dienstfertigkeit, ihre Ausdauer in Beschwerden und Gefahren, ihre Treue, und die redlichste Theilnahme an ihren Familien und Freunden macht sie schätzbar und liebenswerth. Sie sind beharrlich in ihrem Thun, verständiger als alle Hottentotten, unternehmend ohne

Tollkühnheit. Zwar ihre Leidenschaften sind heftig, furchtbar ist ihr Zorn, ihre Rache, aber schnell vorübergehend. Gesichtszüge und Gebehrden sprechen alsdann die innere Gährung aus, aber bald ist alles besänftigt, und die vorige Ruhe und Heiterkeit treten wieder hervor. Schmerz wirkt nicht heftig auf sie, und auch Traurigkeit ist immer nur leicht vorübergehend. Sie gelüsten nicht, wie andere Wilde, nach Spielereyen, glänzenden Flittern ohne Werth, aber ein europäisches Schießgewehr setzt sie in tiefes Erstaunen, macht sie nachdenkend, und beschäftigt ihre Aufmerksamkeit unterbrochen. Wahrscheinlich würde es nachtheilige Folgen für die Europäer haben, wenn diese kecken Jäger und Krieger in den Besitz von Schießgewehren kämen; bey ihrem Muth würden sie den Weißen bald überlegen seyn. Ihre Armuth an Allem, was den Handelsgeist der Europäer reizen könnte, macht ihnen diesen Besitz unmöglich, den man ihnen im Tauschhandel gern einräumen würde, sobald sie nur etwas Bedeutendes daran zu setzen hätten.

Die Houzouanas gehören in die Reihe der Schnellläufer und der Kletterer, denen die höchsten Bergspitzen durch frühe Uebung im Klettern znm Spiel werden. Keine Spitze ist zu steil, kein Felsengrad zu schmal sie wandeln drüber hin, und die höchsten Punkte sind ihnen die liebsten, weil sie den weitesten Ausblick in die Ferne verstatten.

Die beständigen Kriege der Houzouanas mit andern Völkern sind Ursache, daß sie stets für sich bleiben, und

sich nicht durch Heirathen mit andern verbinden, auch nehmen sie nicht leicht einen Fremden unter sich auf, wenigstens muß er es sich gefallen lassen, eine geraume Zeit lang in Geduld zu warten, und mancherley Proben seiner Tapferkeit und Treue abzulegen, ehe seine Bitte und Aufnahme willfahrt wird.

Mit der Stärke und Körpergewandheit verbinden die Houzouanas auch noch List, um ihre Feinde zu besiegen, oder vor ihren Nachstellungen sicher zu seyn. Sie lassen sich selten in großen Schaaren erblicken, sie wählen die unzugänglichsten Orte, um sich zu nähern, und wandern häufig nur des Nachts, und oft so schnell, daß sie schon sehr viele Meilen wieder entfernt sind, wenn man sie noch ganz nahe glaubt. Sie vergiften ihre Pfeile.

Unter den Houzouanas herrscht die größte Gleichheit aller Güter, sie nehmen wandernde Horden ihres Stammes, auch wenn sie solche nie gesehen haben, sehr theilnehmend auf, und sind stets bereit, ihnen zu helfen. Gleichen Diensteifer und gleichredliche Theilnahme hat auch Le Vaillant bey ihnen gefunden.

Da sie weder Gesetze, noch Stammsoberhäupter, noch einigen religiösen Cultus haben, so giebt es auch keinen Standes-Unterschied, keine Priester, keine Strafen, ihre ehelichen Verbindungen schließt beyderseitige Einwilligung und hebt sie wieder auf. Es ist dabey nicht von besondern Zeremonien die Rede. Auch kann, da alles gemeinschaftlich ist, bey der Einwilligung der Aeltern nicht auf Vermögen, Rang u. d. gl. gesehen, und

die Tochter nicht eigentlich verkauft werden. Als Väter und Gatten zeigen sich die Houzouanas zärtlich und voll Anhänglichkeit, und ihre Weiber suchen durch lauten Frohsinn eben so gut, als durch die thätigste Theilnahme, die Beschwerden ihrer Männer zu erleichtern.

Le Vaillant, der geraume Zeit bey ihnen zubrachte, schließt seine Nachrichten mit den Worten: So furchtbar sich die Houzouanas bey ihren Nachbarn gemacht haben, so sind sie doch die einzige afrikanische Völkerschaft, die mir Achtung und Liebe eingeflößt hat, und in deren Begleitung ich Afrika von einem Ende zum andern durchreist haben würde, hätte ich sie früher kennen gelernt.

Die Haushaltung der Namaquas.

Tafel XIV. Fig. 58. 59. 60.

Das Volk der Namaquas bewohnt einen sehr ausgedehnten Landstrich in Süd-Afrika, dessen Grenze sich nicht leicht sicher angeben läßt. Le Vaillant befand sich unter dem 27sten bis 28sten Grade der Breite mitten unter Horden von Namaquas. Sie haben mit den Hottentotten, welche den europäischen Besitzungen am Cap näher liegen, gleichen Ursprung, zeichnen sich aber in jedem Betracht von ihnen aus. Sie sind größer als alle andere Hottentottenstämme, oft sechs Fuß hoch, aber sehr schmal, fleischarm, ihre Lenden dünne; ihre ganze Gestalt sieht aus, als hätte man sie gewaltsam in die Länge gezogen. und dadurch auf allen Seiten verschmälert. Die Dürftigkeit der Nase fällt auch bey ihnen auf, und entstellt das Gesicht noch mehr, das ohnehin durch die hohen Wangenknochen, und das stark zugespitzte Kinn nicht auf das Lob der Schönheit Anspruch machen kann. Unter ihren Mädchen und jungen Frauen findet man bisweilen Ausnahmen, auch sind ihre Körpertheile in weit besseren Verhältnissen als bey den Männern.

Ueberhaupt, mit der Gesichtsbildung der Kaffern vergliche, gewinnen die Namaquas; ihre Hautfarbe ist weniger dunkel, und die Gesichtszüge weichen, gegen

jener ihre, weniger von der bey uns angenommenen Regel ab. Aber höchst frostig ist ihr Aussehen, so ausgezeichnet ausdruckslos und phlegmatisch, daß man die Namaquas von allen nachbarlichen Stämmen leicht unterscheiden kann. Sie kamen mir, sagt Le Vaillant, in seiner oft angeführten Reisebeschreibung, vor, wie jene hölzernen Figuren aus dem Mittelalter, die mit langen Gesichtern, in magerer Länge vor den Thüren der alten Kirchen stehen.

Doch trifft der Vorwurf des Phlegma nur die Männer; Mädchen und Frauen sind ausgelassenen, lustigen Wesens, immer zu Scherzen und zum Lachen aufgelegt, das wahre Widerspiel ihrer Männer.

Die Kleidung der Namaquas ist ein sehr langer Mantel, der bis auf die Fersen reicht, am Halse zugebunden wird, und aus den Fellen der Hyäne, oder auch der Jakals bereitet wird. Die Haare bleiben daran, und geben dem Kleide ein rauhes Ansehen. Der Mantel der Frauen ist auch wohl gegerbt, weicher, aber eben so lang als der männliche. Dieser Mantel ist ein Gegenstand des Putzes, und erhält Verzierungen von Kupferblechen, Glasperlen und bunten Steinen, welche die Namaquas im Tausch gegen Vieh und Häute von den Hottentotten der europäischen Colonien bekommen. Andre Putzwaaren, besonders kleine bunte, durchsichtige Röhrchen von Glasschmelz werden ihnen wahrscheinlich von den Kaffern vertauscht, welche sie den Portugiesen an der Küste von Mozambique abhandeln.

Der weibliche Theil der Namaquas trägt noch eine Schürze von Leder, welche von den Hüften hinten bis auf die Knöchel herabhängt, und zum Putze mit mehreren Reihen von Glaskorallen und Schmelz umgürtet ist. Gleiche Verzierungen werden am Halse, an den Handknöcheln, an den Oberärmen und Kopfhaaren angebracht. In den Ohren werden große Ringe von Metall, auch von Elfenbein getragen. Die Schamtheile sind durch ein einfaches, sehr schmales ledernes Schürzchen verhüllt. Aber die Verhüllung, deren sich die Männer an diesem Theile des Körpers bedienen, ist von eigner Gestalt, einer runden Scheibe gleich, die mannichfaltig verziert, und an einem ledernen Gürtel festgehalten wird.

Auch äußert sich die Putzlust der Namaquas noch im Gebrauche von Fett, welches sie mit wohlriechendem Holzpulver vermengen, und in einer dicken Lage auf den Kopf schmieren, auch tätowiren sich mehrere Gesicht, Aerme und Hände. Die Büchse mit Fett wird von keiner Frau vergessen; wenn sie gekleidet ist, findet solche ihre Stelle an dem Gürtel, wo auch wohl ein Säckchen, mit Taback und andern Kleinigkeiten gefüllt, angebracht wird.

Der Charakter der Namaquas ist sanft, ihr ganzes Betragen geräuschlos; es sind unkriegerische Hirten, äusserst genügsam und mäßig. Eine kalte Langsamkeit im Denken und Handeln zeichnet sie aus, sie überlegen jeden Antrag, er sey angenehm oder unangenehm lange Zeit schweigend, und antworten erst nach guter Weile nachdrücklich, anständig. Ihr ganzes Wesen verräth Ernst,

und Abwesenheit eines leidenschaftlichen Zustandes; häufig sind sie wie versunken in Trauer und Tiefsinn.

Die Namaquas und ihr Land waren sonst der Gegenstand der abgeschmacktesten Dichtungen und Mährchen, welche von den europäischen Colonisten am Cap angenommen, und selbst in Büchern verbreitet wurden; Gold und Silber sollte in den Bergen im Ueberfluß seyn, und die Namaquas sollten in einer weisen, gesetzlichen Verfassung leben, Ackerbau und Künste treiben, eine ausgebildete Religion, Priester, Regenten, seltsame Hochzeitgebräuche und häusliche Gewohnheiten haben. Allein der nähere Umgang hat den Ungrund aller dieser Sagen deutlich gezeigt. Von einer solchen Art ist z. B. das Mährchen, daß Väter, aus überwiegender Zärtlichkeit, vorzügliche Sorgfalt auf die Ausfütterung ihres Erstgebohrnen verwendeten. Man behauptete, ein solches Kind, um recht fett zu werden, erhalte eine enge Grube im Boden der älterlichen Hütte zu seinem Aufenthalt, worin es sich kaum bewegen könne, und durch Genuß von Milch und Fett wie ausgestopft werde. Das Kind bekomme nach und nach eine solche Mißgestalt, sey so tonnenartig, daß es sich kaum beschreiben lasse, und in dieser häßlichen Dickleibigkeit werde es vor die Hütte gesetzt, und vermehre das Ansehen der Familie bey allen Nachbarn und Bekannten. Von dieser ganzen Erfindung zeigt sich auch nicht eine Spur in dem häuslichen Leben der Namaquas.

Wenn gleich diese feigen, stillen Hirten den Krieg nicht suchen, so besitzen sie dennoch verschiedene Waffen,

theils zur Jagd, theils zur Vertheidigung gegen feindliche Anfälle. Sie haben Wurfspieße, Sagayen, die aber nur auf 40 Schritte gebraucht werden können, Pfeile, welche sie vergiften, und richten Ochsen zum Kampfe ab, durch welche sie ihren Feinden oft gefährlich werden. Ihren Leib suchen sie in der Schlacht durch einen großen Schild zu beschirmen, dessen Gebrauch kein anderes südafrikanisches Volk bey sich eingeführt hat. Um die Namaquas in Furcht zu setzen, braucht man nur den Namen der Houzouanas auszusprechen, jenes Volkes, welches ich bereits geschildert habe, dessen kriegerischer Muth so sehr gefürchtet ist.

Die Vergnügungen der Namaquas sind eben nicht lermvoll; zwar tanzen sie, allein der Tanz scheint für die Männer eine lästige Arbeit zu seyn, ihr ernstes Gesicht verwandelt sich dabey nicht im mindesten, sie äussern keine Freude, ihr Tanz ist so kalt, wie sie selbst sind. Wären ihre Weiber nicht von so lebhafter Stimmung dabey, so würde man einen Todtentanz zu sehen glauben. Weit mehr belustigt die Männer eine andere Unterhaltung, ihrem Charakter mehr angemessen. Wenn Abends das Feuer in der Hütte angezündet ist, hucken sich gute Freunde und Verwandte zusammen, erst ohne ein Wort zu sprechen, endlich erhebt einer bedächtlich die Stimme, und erzählt eine Geschichte, die oft, ohne unterbrochen zu werden, über eine Stunde dauert. Wenn nicht bisweilen die in der Hütte versammelten Weiber und Mädchen ein gellendes Gelächter oft über die geringfügigste Sache erheben, so stört den Erzähler gar

nichts in dem Zusammenhang seines Vortrags. Eine Hyäne, ein Jakal, ein Löwe, wohl gar ein Houzouana ist der Gegenstand der Erzählung, und die ganze Gesellschaft hält sich für trefflich unterhalten.

Großes Vergnügen gewähren ihnen einige Spiele, nur muß nicht viele Bewegung des Körpers dazu erforderlich seyn. Eines heißt der Tiger und die Schafe, und hat einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Schachspiele. Ein anderes Spiel gleicht dem deutschen Kopf oder Schrift, einem Glücksspiele, wobey es darauf ankömmt, ob ein in die Höhe geworfenes Stück Geld, wenn es auf den Boden fällt, den Avers oder Revers, die Kopf- oder Schriftseite seines Gepräges zeigt. Die Namaquas gebrauchen, anstatt der ihnen unbekannten Geldstückchen, platte Bohnen, die sie auf einer Seite mit Zeichen versehen. Sie setzen oft an dieses Spiel Alles, was sie haben, denn sie lieben es leidenschaftlich. Ueber Alles erheben auch sie den Genuß des Rauchtabacks, und setzen darein das höchste Erdenglück, nie Mangel an Taback zu leiden. Die Hütten der Namaquas gleichen denen der Hottentotten, und werden mit Fellen von Büffeln und Giraffen überdeckt.

Beschäftigungen, wozu Kraftaufwand erfordert wird, sind ihnen unangenehm; sie wälzen davon ihren lustigen Weibern so viel auf als nur möglich. Der Boden ihres Landes ist öde und unfruchtbar, so daß oft ihre Heerden kaum die nöthige Sättigung finden können; auch steht das sparsame Gras so locker, daß der Wind es mit den Wurzeln aushebt, oder die weidenden Kü-

he die Wurzeln mit ausreißen. Daher bleibt auch ihnen nichts übrig, als von einer Gegend in die andere zu wandern; oft treibt sie der Mangel an Wasser hinweg. Ein schöner Zug ihres Charakters ist die genaue Erfüllung ihres einmal gegebenen Wortes, ihre Gastfreyheit und das gute Betragen gegen Fremde. Sie leben unter Stammesvorstehern, aber ohne alle bürgerliche Verfassung, ohne Gesetze und Religion, unter sich friedlich und theilnehmend. Der Vater ist unbeschränkter Herr über die Frauen und Kinder, die er hat, und läßt sich die Töchter bezahlen, wenn solche zur Ehe begehrt werden. Der Kaufspreis ist selten hoch; eine Kuh oder dgl. reicht hin, sich von den Aeltern das liebste Kind zu erkaufen. Dabey ist von Ehekontrakt, von Heirathszeremonien, von Zeugen und priesterlicher Einsegnung nicht die Rede. Die Aeltern haben, so wie das Mädchen, in die Verbindung gewilligt, und alles ist abgethan. Oft auch geben Aeltern ihre Einwilligung ohnentgeltlich. Der Reisende findet überhaupt bey den Namaquas Züge von Uneigennützigkeit und Theilnahme, die ihm auch dieses Volk theuer machen; aber doch kann er nicht leugnen, daß ihm oft ihre kindische Begierde, Alles was sie sehen, zu besitzen, lästig wird, und ihn ihr stetes Betteln und Bitten mit ausgestreckten Händen verdrießen muß. Den Mädchen wird nicht ohne Grund der Vorwurf von Zügellosigkeit und Frechheit gegen Männer gemacht, doch die Frauen der Namaquas verdienen diesen Tadel nicht. Zwar leichten Sinnes sind auch sie, stets fröhlich, aber dabey thätig für ihr kleines Hauswesen besorgt, den

Männern treu ergeben und sittsam. Es sind die gutmüthigsten Geschöpfe von der Welt. Selten hat ein Namaqua mehr als zwey Weiber, mit denen er friedlich lebt, und von ihnen große Unterstützung in allen Arbeiten und Geschäften erhält. Le Vaillant hat einen Zug von Gutmüthigkeit aufgezeichnet, den ich als charakteristisch nicht übergehen darf. Die Schwester des Anführers einer Horde besaß einen kleinen Affen, von welcher Gattung dieser Reisende noch keinen gesehen hatte. Er wünschte ihn zu haben, allein die Besitzerin war diesem artigen Thiere so zugethan, daß er es nicht wagen wollte, sie darum anzusprechen. So oft sie zu ihm kam, brachte sie ihren Liebling mit, und hatte Freude daran, wenn er mit Näschereyen beschenkt wurde. Die Zuneigung dieser Frau zu ihrem Affen war leidenschaftlich, sein Besitz schien einen Theil ihres Glückes auszumachen, sie herzte, küßte ihn oft. Auch beym Abschied, da Le Vaillant im Begriffe stand, abzureisen, ergriff sie den Affen nochmals, küßte ihn auf das zärtlichste, und warf ihn dem Abreisenden auf die Schulter, mit der Bitte, ihn zu behalten. Sie hatte es wahrscheinlich errathen, daß der Besitz des Thieres jenem großes Vergnügen machen würde, und entsagte solchem aus Gutmüthigkeit.

Mit einer auch bey den Namaquas bestätigten Bemerkung Le Vaillants schließe sich diese Schilderung.

„Je entfernter von den Colonien, um so mehr Redlichkeit und Zutrauen findet man bey den südafrikanischen Wilden. Diejenigen, welche wegen ihrer Entfernung die Colonien nicht kennen, sind durchaus von äusserst

interessanter Simplizität; von Mißtrauen findet man bey ihnen nicht mehr und nicht weniger, als jedes denkende Wesen zu seiner eigenen Erhaltung und um sich gegen drohende Gefahren zu sichern, zeigen würde. Im Ganzen sind sie freylich träge und von sehr eingeschränkten Geistesfähigkeiten; aber dagegen giebt es auch keine Lügner und Betrüger unter ihnen."

In Ansehung der Verstorbenen beobachten sie die nehmlichen Gebräuche, die ich im zweyten Bande dieses Werkes bey der Haushaltung der Hottentotten berührt habe. Der Verstorbene wird kaum einige Stunden nach seinem Verscheiden in einen alten Mantel so zusammengeschnürt, daß der Kopf zwischen die Beine kömmt, zur Hütte durch ein besonders dazu eröffnetes Loch hinausgeschoben, und entweder in der Erde verscharrt, oder in einer Felsenhöhle versteckt. Man schließt sie durch vorgewälzte Steine, und beschwert auch die Grube mit Steinen, damit wilde Thiere nicht nachgraben können.

61.
62.

64
63

Die spanischen Ansiedler in Peru.

Tafel XV. Figur 61. — 64.

Peru ist in sieben Intendantschaften, Lima, Truxillo, Arcquipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco, eingetheilt, welche sich durch mehr als 20 Grade der geographischen Breite erstrecken, 44,650 Quadratmeilen einnehmen, 1360 Städte und bedeutendere Ortschaften, und eine noch viel größere Anzahl von Dörfern in sich fassen. Die Volkszahl auf diesem ungeheuren Erdstrich übersteigt kaum eine Million, und von dieser bestehen wenigstens 400,000 aus Indianern, Nachkommen der Eingebohrnen vor der spanischen Besitznehmung, die übrigen aus Weißen und Mestizen (Erzeugten von Schwarzen und Weißen in verschiedenen Abstufungen). Das Land ist also für die Vortrefflichkeit des Climas und Bodens schlecht bevölkert; aber eben dieser Ueberfluß an Allem, was die Natur vortreffliches an Nahrungspflanzen nur erzeugen kann, und die geringe Mühe, welche der Erwerb dieser Schätze dort erfordert, mag mit Ursache dieser schwachen Bevölkerung seyn. In

neuern Zeiten sind auch in Peru bedeutende Schritte gemacht worden, die Ausbildung des menschlichen Geistes zu befördern, und dadurch ihn selbst zu erheben. Nach den Zeugnissen älterer Beobachter waren die spanischen Ansiedler und ihre Nachkommen zu einem entehrenden Grade der Rohheit und Nichtswürdigkeit herabgesunken; aber erfreulicher ist und wird jetzt der Blick in jene paradiesischen Gegenden. Wie gegenwärtig die Spanier ihr Leben darin zubringen, soll diese Skizze meinen Lesern darstellen.

Wenn Liebe zu den Wissenschaften erwacht, und sich weiter verbreitet, alsdann ist viel gewonnen, viel Gutes zu hoffen, und dieß ist der Fall bey den jetzigen Spaniern in Peru. Mehrere Anstalten, sich alle Arten von gelehrten Kenntnissen zu erwerben, rechtfertigen diese Hoffnung in den Hauptstädten Peru's.

Ich folge den Aufklärungen, welche Herr von Zimmermann in seinen, in diesem Werke schon öfter mit verdienter Hochschätzung angeführten, Taschenbüchern der Reisen über die gegenwärtige Lage von Peru gegeben hat.

Neue Verbesserung und Erweiterung hat in unsern Tagen die hohe Schule in Lima, der Hauptstadt des eigentlichen Peru, erhalten. Ihre Stiftung fällt in weit frühere Zeiten, aber sie bedurfte

sehr einer zweckmäßigern Einrichtung, die ihr nun zu Theil worden ist.

Viele allgemeinnützliche Kenntnisse verbreitet die akademische Societät. Mehrere öffentliche Anstalten zur Unterstützung der Nothleidenden und Heilung der Kranken haben in neuern Zeiten größere Zweckmäßigkeit erhalten. Das Findlingshaus in Lima, welches einen großen Theil der vermehrten Einkünfte seiner Buchdruckerey verdankt, besoldet allein 85 Ammen. Die auf die Wartung und Heilung der Kranken in dem großen Hospitale zu Lima verwendeten Kosten betragen jährlich über 24000 Piaster, auch rechnet man, daß die Zahl derer, welche alljährlich darin ihre Genesung finden, sich auf wenigstens 1000 beläuft. Man kann überhaupt, die Klöster ungerechnet, 15 Krankenhäuser in Peru annehmen.

Oeffentliche Gebäude werden vermehrt, verschönert, der Geschmack in der Hauptstadt an geistigern Vergnügungen steigt, die Fortschritte der Verfeinerung sind unverkennbar.

Die Hauptstadt Lima, am Fluß Lima, (Rimac,) bildet ein Dreyeck, die Gassen sind gerade und weit, aber, wegen der öftern Erdbeben, wovon die Gegend bedroht ist, sind die Häuser nur ein Stockwerk hoch, und von Holz. Am prächtigsten in äußerer und innerer Bauart sind die 65 großen Kirchen; Gold, Sil-

der und Edelsteine sind zu ihrer innern Verschönerung verschwendet. Unter dieser großen Anzahl von Bethäusern sind die Capellen, Oratorien, Eremitagen nicht mitbegriffen, deren Anzahl nicht minder beträchtlich ist. Die Stadt enthielt im Jahre 1790, 3941 Häuser und 52627 Einwohner. Gutes Trinkwasser wird der Stadt in bedeckten, reinlich gehaltenen Wasserleitungen zugeführt, und auf dem großen, viereckigen Marktplatz ist eine schöne Fontäne angebracht. An dem Limafluß wird ein öffentlicher Spaziergang unterhalten, der aus fünf großen Alleen von Orangenbäumen besteht.

Die Kleidung der Männer, dem französischen alten Schnitte ähnlich, zeichnet sich wenig aus; sie läßt alle Farben, Tuch, seidene Zeuche u. d. gl. zu, aber in der Kleidertracht des weiblichen Geschlechtes wird großer Luxus getrieben. Man findet sehr schöne Frauenzimmer in Lima; ihre Hautfarbe ist zart, ihr Auge dunkel und feurig, ihr Haar schwarz und reicht häufig bis zum Gürtel herab. Um ihre Haut noch blendender zu machen, schminken sie sich mit dem, der Gesundheit nachtheiligen Arsenikkalk. Aber überaus reich ist ihr Anzug. Das Hauptstück desselben ist der Faldelin, ein Oberkleid, das aber nur bis über die Wade geht, sehr weit, faltig und von den kostbarsten Zeuchen ist; man sieht es von Sammt, Goldstoff, schweren Seidezeuchen mit reicher Stickerey. Mehr als 15 Ellen sind zu einem Kleide erforderlich, und die Besetzungen mit Spitzen und Stickerey machen es so kostbar, daß ein Kleid auf 600

Thaler, wohl noch höher, zu stehen kommt. Die Spitzenbesetzung allein, an welcher auch der etwas weniges vorstehende Unterrock Theil nimmt, übersteigt oft allein den Kostenaufwand von 1000 Thalern. Und eine hübsche angesehene Frau verlangt doch vom lieben Manne wenigstens an jedem hohen Feste einen neuen Faldelin. Mag er klagen, es kümmert die Dame wenig; darin herrscht sie in Peru. Aber damit ist es nicht abgethan; zu dem kostbaren Kleide gehört auch kostbarer Kopfputz, und Hals- und Armschmuck. Hierin geht in Peru die Verschwendung sehr weit, Perlen und Diamanten sind die größten Ergötzungen dieser Frauen, es ist daher in der Hauptstadt nichts Seltenes, selbst bürgerliche Frauen zu sehen, deren Putz 20000 Thaler werth ist. Einen schönen Arm und kleine niedliche Füße halten die Peruanerinen für die größte Schönheit, sie pressen von Jugend auf den Fuß ein, daß er klein bleibe, und erheben ihn durch niedliche, oft reichgestickte Schuhe von schöner Arbeit. Eine jährliche Damenschuhmacherrechnung von 300 Thalern ist selbst unter dem Mittelstande nicht selten. Schnallen von Edelsteinen vollenden bey reichen Leuten die Schönheit des Fußes. Den Arm zieren goldene Spangen und kostbare Perlenschnüre. Die Strümpfe sind gewöhnlich von der feinsten Seide, damit sich das schön geformte Bein geltender mache. Mehr als das schönste Gesicht wird ein schöner Fuß geachtet.

Auf prächtige Kutschen und Pferde werden große Summen in Lima verwendet. Jene Orangenallee am

Flusse gewähren oft den Anblick von 4 bis 5000 prachtvollen Equipagen der Adelichen, wovon manche mit Gold belegt ist. Wer es nur auftreiben kann, muß eine Kutsche, oder doch eine Chaise haben.

Die Damen in Peru lieben Wohlgerüche von Blüthen und Blumen bis zur Ausschweifung. Alle Zimmer sind davon voll, und der Blnmenstraus darf einer Schönen nie fehlen, wenn sie sich öffentlich zeigt. Bis der Straus am Busen seine rechte Stelle hat, wird am Putztisch viel Zeit verschwendet. In Lima ist eine ganze Straße alltäglich mit Blumenhändlern besetzt, welche hier reichen Erwerb finden. Ein Straus von gelben Lilien, zierlichen Orangenblüthen, Hyacinthen, Rosen, Anemonen, Chirimoya (hier einheimisch, ausgezeichnet durch Wohlgeruch,) und Ariruma (einer herrlichen, seltenen Blume) kostet bisweilen 10 Piaster. Aber mit diesen Wohlgerüchen noch nicht zufrieden, begießt die Dame ihren Strauß auch noch mit wohlriechenden Wassern.

Lima gewährt, ausser seiner herrlichen Lage, den Bewohnern alle mögliche Ergötzlichkeiten, die nur irgend eine Stadt gewähren kann. Es besteht dort ein sehr wohl eingerichtetes Theater, und oft schon hatte die Gesellschaft Mitglieder, die in Spaniens Hauptstadt Beyfall gefunden haben würden. Man hat Billards, Kaffeehäuser, und schöne Säle, wo getanzt wird. Der Tanz ist dort überhaupt leidenschaftlich geliebt, und wird von den Damen, die sich nirgends schwerer zügeln lassen, als in Peru, aus mehr als einer Ursache allen andern Ergötzlichkeiten vorgezogen.

Große Freude giebt den Einwohnern so manches Fest, so mancher religiöser Aufzug, an denen es in Lima nicht fehlt. Das Fest des heiligen Franciscus zeichnet sich aus. Der Gedanke liegt dabey zum Grunde, der heilige Dominicus wolle den St. Franciscus besuchen. Zehn Männer tragen die Puppe, in Gold und Silberstoff gekleidet, welche den erstern vorstellen soll. Auf dem großen Markt kömmt ihm St. Franciscus entgegen, in einfachem Ordenskleid, von Silberstrahlen das Haupt umgeben; aber zu seinen Füßen liegen so viele Prachtgefäße von edlem Metall, daß 18 Männer kaum hinreichen, die Last zu schleppen. An der Kirche des Heiligen erwarten den Zug von Andächtigen, welche diesen Bildern folgen, vier Riesen, ein Neger, ein Weißer, ein Mulatte und ein Indianer; zwischen ihnen steht eine Misgestalt, mit einem Korbe, woraus eine Puppe springt, die dem Volke zur Belustigung mancherley Possen macht. Es werden Predigten gehalten, Festlieder gesungen, Büßende geißeln sich, man tanzt, brennt Feuerwerke ab und paart Ernst mit wildem Scherz bis zum Morgen des folgenden Tages.

Große Volksfeste werden in Peru gefeyert, wenn ein neuer König von Spanien den Thron besteigt, oder ein neuer Vicekönig sein Amt antritt. Der Abgehende übergiebt dem neuen seine Gewalt, indem er ihm einen Stab überreicht, man begleitet den neuen Landesverwalter in feyerlichem Umgang in die Kirche, der Adel wird bewirthet, es folgen Feuerwerke, Stiergefechte, Tänze. Um die Umzüge zu verherrlichen, sind

ganze Schaaren von fremden Völkerschaften in ihrem Nationalcostum in dem Gefolge, aber freylich nur Verlarvte, die selbst der Pöbel nicht für wahre hält. Ob nicht auch in Peru die Stiergefechte abgeschafft sind, da sie in Spanien durch königliche Befehle ihr Ende erreicht haben, weiß ich nicht; sie gehörten auch dort zu den Lieblings-Ergötzungen des Volkes. Fast noch mehr lieben diese spanischen Peruaner die Hahnenkämpfe. Sonst geschahen sie in vielen Privathäusern, aber über den dabey angestellten Wetten entstanden so viele Unordnungen, daß man, um diesen abzuhelfen, im Jahre 1762 ein öffentliches Gebäude erbauen mußte, wo besondere Richter über Ordnung und Recht wachen. Wöchentlich zweymal, ausser Sonn- und Festtagen, ist dieser Kampfplatz offen, und bey einem Einlaßpreise von zwei und vier Realen stets vollgepfropft.

Nicht ohne Grund stehen die peruanischen Spanierinen im Rufe einer üppigen, nach sinnlicher Liebe lüsternen, Lebensart. Die ganze Beschäftigung junger Stutzer, deren es in Lima sehr viele giebt, besteht darin, der Sinnlichkeit des weiblichen Geschlechtes zu schmeicheln und sie noch weiter zu treiben. Auch wird aus dem Verein dieser Verhältnisse deutlich, warum nur reiche Leute heirathen können. Der Minderbegüterte, der den Aufwand, welchen Putz und Ausschweifungen eines Weibes erfordern, nicht erschwingen könnte, entbehrt lieber die Ehre, Ehemann zu heißen.

Dem äussern Prunk entspricht in Lima die innere Einrichtung des Hauses und selbst das Leben im Hause

nicht. Verzierungen in Zimmern, Pracht in Meubles, und selbst leckere Tafeln sind nur sparsam zu finden; man ist zu Hause sehr mäßig und prunkt nur ausser demselben. Aber die Unterhaltung auch in den einfachsten Gesellschaftszirkeln ist äusserst angenehm. Der weibliche Theil der gebildeten Classe ist geistreich, witzig, froh, Musik ist Lieblingsunterhaltung, man findet Künstlerinen in verschiedenen Instrumenten, und treffliche Stimmen. Das Hauswesen wird Sklaven und Sklavinen, besonders den Mestizen und Quarterans (verschiedene Benennungen, womit die Abstufungen der von Weißen in der Mischung mit schwarzen und kupferfarbigen Menschen bezeichnet werden) überlassen. Der Mann vom Hause sorgt, daß auf alle mögliche Art Geld einkomme, und die Frau hat damit zu thun, wie sie es zu ihrem Putz und anderen Vergnügen verwende und Männer anziehe und feßle.

Um meine Leserinen zu überraschen, habe ich die Abbildung einer Quarteran als Dienstmagd in einem spanischen Hause Tafel XV. 63. beygefügt; so grobknochig diese Magd aussieht, so scheint es mir doch, als ob es auch ihr mit der Arbeit nicht sehr ernst seyn könne, da sie vom lästigen Reifrock und von ihrem nicht wenig geschmückten Leibchen gehindert ist.

Einen Blick verdient auch noch das Sklavenwesen im spanischen Peru. Die Zahl der Negersklaven aus Afrika ist groß, sie selbst theilen sich, unabhängig von dem Dienst, in 10 Stämme. Jeder Stamm wählt sich ein Oberhaupt, dem er Königsgewalt einräumt.

Man gehorcht ihm in Allem, nur was den Dienst angeht, darein hat er nicht das Mindeste zu sagen. Der niedrigste Sklavenaufseher zerfleischt seinen Rücken mit Peitschenhieben fast im nämlichen Augenblick, wo er von seinem Stamm hochgeehrt worden war. Alle 10 Stämme wählen zwey Regenten, und die Stammes-Oberhäupter machen die geheimen Räthe dieser Obersten aus. Um sich einen Begriff von der Zügellosigkeit dieser Neger zu machen, muß man sie in ihrer Prozession am Frohnleichnamsfeste in Lima sehen, wo sie sich verlarven, Spiele und Kämpfe vorstellen, Gericht halten und sich den tollesten Vergnügungen überlassen.

Die Kurilen.

Tafel XVI. Fig. 65. 66.

Die Kurilen bewohnen eine zahlreiche Inselgruppe an der Nordostküste Asiens; ihre Zahl ist wohl mehr als dreyßig, sie reichen von der Südspitze von Kamtschatka bis an die Nordspitze von Japan. Ein und zwanzig von diesen Inseln haben sich Rußlands Szepter unterworfen. Keine von dieseln Inseln ist bedeutend groß, auch ist die Fruchtbarkeit der nördlichen sehr gering; sie bestehen aus gebirgigen kahlen Felsen, furchtbar über einander hingeworfen, welche allenthalben Spuren von Verwüstungen feuerspeyender Berge zeigen, von denen noch mehrere auch in den neuesten Zeiten Feuer auswerfen. Diese Inseln liegen alle ganz nahe beysammen und bilden Meerengen, welche nur mit großer Gefahr, wenigstens für die Europäer, beschifft werden können. Aber die Kurilen befahren diese stürmischen, klippenvollen Gewässer sorgenlos. Nicht alle kurilischen Inseln sind bewohnt, aber zur Jagd und zur Bereitung des Vorraths an Fischen werden auch die unbewohnbaren gebraucht. Auf den nördlichen wachsen in beträchtlichen Waldungen Lerchenbäume und Fichten, die südlich gelegenen bringen bey ihrer milden Temperatur Bambusrohr, südliche Fruchtbäume, und Reben

hervor; die jagdbaren Thiere sind Bären, Wölfe, Füchse, Zobel, wilde Schaafe, Seeottern, und der Meeresstrand liefert Wallrosse, Robben, das Meer selbst Wallfische, und andre Fischarten in großem Ueberfluß. Diesen leicht zu erlangenden Reichthum an Nahrungsmitteln vermehren noch zahllose Flüge von Seevögeln, welche in den Felsenklippen alljährlich nisten, und deren Eier den Suchenden zur Beute werden. Auf einigen von diesen Inseln zeigen sich heiße Quellen, die ihren Wasserstrahl hoch in die Luft spritzen.

Die Kurilen sind klein von Gestalt und von dunkel-schmuzig-brauner Farbe. Ihr schwarzes Haar schneiden sie an der Stirne rund ab, den Bart lassen sie wachsen, und dieser greift weit um sich, so daß bey reiferen Jahren die Wangen bis an die Augen von ihm besetzt werden. Diese Gewohnheit, den Wachsthum des Bartes nicht einzuschränken, giebt den Männern ein häßliches Ansehen; sie sowohl, wie ihre Weiber, vermehren die angestammte Plattheit und Widerlichkeit ihrer Züge noch dadurch, daß sie ihre Lippen schwärzen, und solche mit schwarzen Flecken umgeben. Gleiche Verzierungen erhalten auch Wangen und Stirne. Das Tauschhandelsverkehr der Kurilen mit Chinesen und Japanern veranlaßt bey den erstern ein sonderbares Gemisch in der Kleidertracht, man bringt ihnen baumwollene und seidene, oft gar bunt bemalte Kleider, aber alle schon ziemlich abgetragen, und erhandelt dafür Fische, Pelzwaaren, Thran; es läßt sich denken, daß ein Kurile in diesem bunten Staate, der seinem übrigen halbnackenden, um

und an rauhbehaarten Körper gar nicht anpaßt, eine gar hübsche Figur machen müsse, wenigstens glaubt er selbstgefällig, so geschmückt, der schönste Mensch auf Erden zu seyn. Doch behält er auch seine ältere Stammeskleidung bey, die aus Fellen von Wölfen, Füchsen, Meerottern, Häuten von Seevögeln, Robben und andern Seethieren besteht. Den Frauen, welche überhaupt mit aller Hausarbeit belastet sind, ist die Pflicht aufgelegt, dergleichen Felle zuzubereiten, zuzuschneiden und zu nähen, auch wohl mit Verbrämungen von mancherley Art auszuschmücken. Auch an den Jagden und dem Fischfang müssen sie Theil nehmen. Der Bau der einfachen hölzernen Hütte, des eben so einfachen Kahns, Jagd und Fischfang beschäftigen die Männer. Für den Winter werden große Vorräthe von Fischen getrocknet, Kräuter und Wurzeln aufbewahrt, und im Sommer geben auch noch mancherley gesunde Beeren erquickende Nahrung.

Die Kurilen sind gutartige Menschen, denen ein hoher Grad von Verstand zwar versagt ist, auch, bey allem Mangel an Bildungs-Anstalten und eigentlicher Erziehung, nie zu Gute kommen wird, die aber dennoch so viele Einsichten sich zu verschaffen wissen, als zu einem genügsamen, friedlich frohen Leben nothwendig sind. Ihre Gastfreundschaft, ihre Achtung gegen das Alter, die Sittlichkeit ihrer Frauen, die Ruhe in ihrem ganzen Betragen, verbunden mit großer Redlichkeit, geben ihnen, auch bey sonst sehr eingeschränkten Geisteskräften, einen Anspruch auf die Achtung der Fremdlinge, welche der Handel zu ihnen führt. Dieses sind Russen, Chinesen,

Japaner. Auf den Inseln, die Rußland als die seinigen betrachtet, zahlen die Bewohner alljährlich einen Tribut in Pelzwaaren, der aber mäßig ist. Bey der angestammten Gutmüthigkeit dieser Insulaner kann ich mich schwer überreden, die Behauptung einiger für Wahrheit zu halten, daß die Kurilen, wenn ihnen Zwillinge gebohren werden, eines von den Kindern gleich nach der Geburt tödten.

Die Waffen der Kurilen sind Bogen und Pfeile, Lanzen und ein Schwerdt, Handelsartikel, welche ihnen, so wie eiserne Kessel, Nadeln, Messer, Beile, und andre metallene Instrumente von fremden Handelsleuten zugeführt werden.

Die Kurilen haben noch keine Schrift; ihre Begriffe von einem höchsten Gott, dem sie viele Untergötter beygesellen, sind sehr mangelhaft. Der höchste Gott, sagen sie, habe sich vor Zeiten bisweilen in einem Nebel zu den Bewohnern ihrer Inseln herabgelassen, sey aber wieder gen Himmel gefahren. In jeder Hütte sieht man eine Menge kleiner, misgestalteter Hausgötzen, denen sie opfern, nach Art aller Fetischdiener.

Ihre Verfassung ist einfach, sie halten sich in kleineren und größeren Dörfern zusammen, und jede Familie, oft aus funfzig und mehr Menschen bestehend, wählt sich ein Oberhaupt, dem sie pünktlichen Gehorsam und alle mögliche Achtung erweißt. Es ist sehr natürlich, daß dergleichen einfältige und aller Bildung entbehrende Menschen in dichtem Aberglauben versunken sich darstellen, daß sie an den Einfluß böser Geister glauben, und sich

vor Zauberern fürchten; ist doch in unserem aufgeklärten Europa die gemeine Volksmasse noch nicht frey von dergleichen thörichten Meinungen. Der tiefe Aberglauben der Kurilen äussert sich, z. B. in ihren Gerichten, und in der Art, wie sie zweifelhaftes Recht zu entscheiden pflegen. Die Insel Uschischir dient ihnen dazu als Versammlungsort. Diese Insel hat einen sehr hoch und dicht aufsprudelnden heißen Wasserquell. In schwierigen Rechtsfällen wird sie von beyden streitenden Partheyen mit den erwählten Richtern und vielen Zuschauern besucht. Man schneidet Holzspäne mit dem Messer, und jeder von den Partheyen bezeichnet seine Späne mit besonderen Zeichen, und wirft sie in den Strudel, wo denn die Geschwindigkeit, womit dieser den Span des einen vor dem des andern Theils emporhebt, sein größeres Recht bestimmt. Aber ein Hauptentscheidungsmittel ist von weit mißlicherer Art. Es werden Bretter zu beyden Seiten neben den Strudel hingelegt, und jeder von den Partheyen muß sich nackend auf ein solches Brett legen, und auf solchem 3 Nächte furchtlos zubringen. Haarige Würmer sollen zur Nachtzeit aus dem Quell hervorkommen und widerlich über den Körper der Liegenden hinkriechen. Wer es in dieser Lage drey Nächte hinter einander ohne Furcht aushält, bleibt der Sieger, und man glaubt, ein so beherzter Mann mache sich dadurch die Geister unterthan, und könne hinfort zaubern. Viele halten es nicht aus, und fallen aus Furcht schon in der ersten Nacht in Ohnmacht. Die innern Gegenden der In-

seln sind nicht bewohnt, nur der Meeresstrand und die Buchten.

Der heirathslustige Jüngling oder Mann muß bey den Kurilen das Mädchen bey Nacht ihren Aeltern rauben, und dadurch einen Beweis seines Muthes geben. Tanz ist auch bey ihnen eine Belustigung nach der Arbeit, und gehört zu jedem festlichen Ereigniß.

Sie heilen Kranke durch Zauberey, wodurch wohl keiner genesen würde, wenn sie nicht allerley Hausmittel dabey anwendeten.

Ihre Verstorbenen werden begraben, und es herrscht bey den Kurilen die Meinung, man erwache in unterirdischen, reizenden Gegenden wieder, um alsdann ein sorgloses, frohes Leben ohne Unterbrechung zu führen.

V. B. 16. Taf.

Die Kirgisen.

Tafel XVI. Figur 67. 68. 69.

Eine große Landstrecke in Mittelasien, östlich vom Aralsee, heißt das Kirgisenland; die Gebirge Alginsk, Mustag uad Karatschar durchschneiden es; der Syr-dar-ja, und Talas sind die bedeutendsten Ströme darin. Mehrere sandige große Ebenen (Steppen) abgerechnet, hat das Land fruchtbaren Boden, und eine warme Lage; die Gebirge sind rauh. Das Volk, welches daselbst einheimisch ist, nennt sich Kergis-Chasak, von andern wird es das Volk der Kirgisen genannt.

Ein freyes Volk, tatarischer Abstammung, einfach in seiner Lebensweise, eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, und stets bereit, sie mit Waffenkraft zu vertheidigen. Doch ist es der russischen Uebermacht in neueren Zeiten gelungen, einen Theil der Kirgisen aui gewisse Art von sich abhängig zu machen. Dieß ist def sogenannte mittlere und kleine Horde. Ihre Steppen begrenzt westlich der Uralfluß, nördlich der Uil, östlich der Sara, und das Land Turkestan, südöstlich und südlich der Syr-dar-ja, der Aralsee und das kaspi-

sche Meer. Aber die große Horde, welche dreyßigtausend bewaffnete Reiter stellen kann, und einen eignen Chan (Fürsten) an ihrer Spitze hat, ist noch bis jetzt frey geblieben. Eine so bedeutende Volksmenge, in Stämme abgetheilt, von der Viehzucht lebend, mit Verschmähung des Ackerbau's, bedarf eines sehr großen Raumes, um sich mit den zahlreichen Heerden bequem zu bewegen, und in jeder Jahreszeit hinlänglichen Unterhalt zu finden; das Gebiet dieser großen Horde ist daher sehr ausgedehnt.

Die Kirgisen sind Hirten; Kameele, Pferde besonders, Schaafe, und neuerlich auch Kühe und Ochsen sind Gegenstände ihrer Sorgfalt, und Quellen ihres Unterhaltes. Der Reichste ist der, dessen Pferde und Schaafheerden am zahlreichsten sind.

Die Kirgisen sind in Ansehung der Größe von mittlem Maaß; ausgezeichnet große Menschen, wie man unter uns antrifft, würde man unter ihnen vergeblich suchen, aber ihr Körper ist wohlgestaltet, nur gibt die Gewohnheit, fast beständig zu Pferde zu sitzen, den Beinen eine gekrümmte Richtung, die den Mann entstellt, wenn er zu Fuße ist. Ihre Gesichtszüge unterscheiden sich von den Völkern mongolischer Abstammung, sie sind weniger unangenehm, und ihre Gesichtsfarbe ist nicht so dunkel graugelb, als bey jenen. Der Kopf wird kahl geschoren, dem Barte werden Grenzen angewiesen; der junge Mann duldet nur den Knebelbart, der ältere

trägt nach Lust und Belieben den Zwickelbart am Kinn und an den Winkeln des Mundes, bald so bald anders, oder er läßt auch den ganzen Bart wachsen, nur leidet er nicht, daß er das Kinn einnehme.

Feiste, unthätige Lebensart macht die Kirgisen im Alter häufig unbehülflich fett, und oft zu wahren Misgestalten, fast so breit wie lang.

Im Sommer wird der Kopf mit einer kegelförmig zulaufenden Filzmütze, an welcher bisweilen allerley Näherey angebracht wird, die zur Verzierung dient, bedekt. Man sieht bunte Sammetstreifen daran, oft auch Unterfutter von Zeuchen. Sie werden durch besondre Klappen kenntlich, wovon die eine vorn, die andre hinten hinabhängt, die vordere aber häufig aufgestülpt getragen wird. Von ihr unterscheidet sich die Wintermütze, die mit Pelzwerk ausgefüttert, vorn und hinten in runde, an den Seiten in spitze herabhängende Klappen zugeschnitten ist. Das Kalottchen, kleine runde Ledermützchen der Tatarn, zum Schutz für den kahlen Kopf, ist auch bey den Kirgisen im Gebrauche. Die kirgisische männliche Bekleidung ist einfach, sie besteht in einem Hemde von blauer Leinewand, und einem baumwollenen Unterkleide. Das Hemde ist wie das Unterkleid vorn ganz offen, und muß daher mit diesem am Leibe gegürtet werden, damit es schließt. Als Oberkleid tragen gemeine Leute den Jirgak, einen kurzen Rock mit Aermeln, aus

Häuten von Antilopen kunstlos zusammen gesetzt; Wohlhabenden wird ein Oberkleid aus Fellen ungebohrner Füllen, von verschiedner Farbe, zubereitet. Es heißt Daka. Die Nähterin richtet die Arbeit so ein, daß mitten auf dem Rücken und auf beyden Achseln die Mähnen des Thieres aus der Naht hervorstehen. Ein drittes, häufig übliches Oberkleid ist die Kaspan aus gegerbten Ziegenfellen verfertigt, von gelbbrauner Farbe.

Beine und Füße bekleiden sie mit Stiefeln von roher, unbehülflicher Form, bucharische, theure Arbeit aus körniger Eselshaut, mit hohen Absätzen, oft mit Eisen eingefaßt, und mit Nägeln beschlagen. Für unsre verwöhnte Füße würden sie nicht taugen.

Das Oberkleid wird mit einem Riemen gegürtet, an welchem zugleich die Kapsel mit dem Feuerzeuge, der Kugelbeutel und die Pulverflasche befestigt sind.

Auch in der weiblichen Kleidung ist das blaue leinwandene Hemde das Hauptstück, und zu Hause, ausser langen weiten Beinkleidern, das einzige, aber zum Ausgehen und Schmuck wird über dem blauen Hemde ein anderes von Seide mit falscher Goldwirkerey durch eine bunte Schärpe festgehalten und drüber noch der Bucharische, lange, vorn offene Chalat angelegt. Den Busen verdeckt sorgfältig ein bunt ausgenähtes Tuch, das unter dem Oberhemde quer

über die Brust ausgebreitet wird. Der Kopfputz heißt Dschaulok, und besteht aus feineren oder gröberen buntstreifigen Zeuchstücken, welche mit den Haarflechten zusammen so um den Kopf gewunden werden, daß endlich ein walzenförmiger Turban daraus wird. Um den Dschaulok noch mehr zu verschönern, wird hinten ein langer Schweif von vielen Riemen, die mit Korallen, Quasten und allerley flimmernden Blechen besetzt sind, befestigt, der Dschabdschbau heißt.

Um die Beine winden die Kirgisinnen mehrere Binden, und bergen die Füße in platte Socken.

Den Bedürfnissen wandernder Hirten gemäß sind die Wohnungen der Kirgisen mehr Zelte als Häuser zu nennen, Filzhütten, über leichten hölzernen Gestellen ausgebreitet, aber reinlich und räumig. Der Wohlhabende errichtet sich ein großes Zelt, und umgiebt es mit einigen kleineren, die seinen Frauen und Kindern zum Aufenthalte dienen, auch kommen wohl noch andre Zelte hinzu, zur Aufbewahrung der Vorräthe, zur Küche, zur Stallung für erkranktes Vieh, so bildet sich denn ein ganzes Gehöfte, das aber eben so schnell wieder verschwindet, als es entstand.

In den Wohnzelten herrscht einige Ordnung, welche der Reinlichkeit sehr zuträglich ist. Der Feuerheerd hat seine Stelle in der Mitte unter der Dachöffnung; an den Wänden hin sind Filzdecken, auch

wohl persische Teppiche ausgebreitet, auf welche bey Reichen auch noch Polster gelegt werden. Sie dienen zu Sitzen und Lagerstellen, verschiedene Kisten und Schränke stehen umher, auch verliert sich der liebe Kuhmisschlauch nicht aus dem innern Raume und an den Wänden sind Waffen, Sattelzeug, die theuersten Kleider, in guter Ordnung aufgehangen. Die Kirgisen verdanken ihren Heerden die Hauptgegenstände ihrer Nahrung.

Kameele besitzen sie nicht in großer Zahl, aber ihre Benutzung ist mannichfaltig; dieses Thier dient ihnen als Lastthier, sie melken es, schneiden ihm alljährlich die Wolle ab, woraus sie Filze, Kamelotte, Taue verfertigen, genießen sein Fleisch, und bereiten aus seiner Haut große Schläuche, worin sie Milch bewahren. Aber der Winter ist oft zu kalt in jenen Gegenden für diese Thiere, man muß sie bey strenger Kälte durch Filzdecken und Matten schützen. Ihre Vermehrung ist gering, dort wirft ein Mutterkameel nur alle drey bis vier Jahre ein Junges.

In desto größerer Anzahl besitzen die Kirgisen Pferde; der ärmste hat 40 bis 50, ein Reicher wohl 2000 und drüber. Es ist eine gute Race, flüchtig, aber schwer zu bändigen; im Winter scharren sie den Schnee von den Weidestellen, um ihr dürftiges Futter zu suchen, und nebenbey wird dadurch auch den Schaafen das Auffinden des Futters erleichtert. Große

Heerden sind in kleine Haufen getheilt, welche Tabunen heißen; bey jeder Abtheilung befindet sich ein Hengst, dessen Ansehen unter den ihm zugeordneten Stuten so groß ist, daß er sie wie ein Hirte zu leiten vermag.

Groß, aber unansehnlich sind die kirgisischen Schaafe, die Heerden zahlreich. Höher als ein neugeworfenes Kalb zeichnen sie sich durch sehr gekrümmte Ramsnasen, starkvorstehende Unterlippen, große, hängende Ohren, und häßliche Warzen, die sich am Halse hin- und herbewegen, aus. Der Schwanz ist ein schwerer unten kahler Fettklumpen, der oft 40 Pfund wiegt; die Wolle, gewöhnlich von brauner Farbe, ist lang, und geht gegen den Hintertheil zu in Haare über. Die Widder haben bisweilen sechs Hörner. Kein Thier gedeiht unter jenem Himmelsstrich besser als diese Schaafgattung, und ihre Vermehrung ist so schnell und bedeutend, ihre Gesundheit so fest, daß die Kirgisen alljährlich eine große Menge Lämmer für ihren Genuß schlachten, und eine eben so große nach Rußland und China verkaufen können, ohne ihre Heerden zu schwächen. Lämmerfelle sind ein Hauptgegenstand des Handels der Kirgisen mit andern Völkern; da aber Geld bey ihnen nicht im Gebrauche ist, so wird alles durch Tausch abgemacht. Auch Ziegen sind zahlreich in den kirgisischen Heerden, aber bloß ihre Milch wird genossen, ihr Fleisch nicht, und ihre Felle werden benutzt.

Meine Leser werden aus dieser Angabe der vorzüglichsten Beschäftigungen der Kirgisen auf ihre gewöhnliche Nahrung leicht einen Schluß machen können; sie besteht vor allem in Schaaffleisch, und ihr Getränke ist gegorne klare Molken von Pferdemilch. Pferdefleisch essen sie, so viel ich weiß, nicht, aber was die Jagd in den Steppen an Wildpret, Antilopen, Hirschen, u. d. gl. einbringt, wird nicht zum Genusse verschmäht. Unter russischem Einfluß lernen sie sich auch an Mehlspeisen und Grütze gewöhnen, und immer ist dieß schon ein Schritt näher zur Cultur, zum Ackerbau, zu festen Wohnsitzen.

Die Kirgisen, äußerlich den Lehren Muhameds zugethan, haben Vielweiberey unter sich eingeführt, jeder kauft sich so viele Weiber, als er kann und will, oder raubt sie den nachbarlichen Völkern mit gewaffneter Hand. Mädchen und Frauen der Kalmücken sind diesen kriegerischen Hirten am angenehmsten. Der Stand der Frauen ist auch bey ihnen hart, die größte Arbeit liegt ihnen ob, indeß der Mann mit den Freunden zecht, oder Streifzüge und Jagden unternimmt. Den Wölfen, die häufig in den Steppen hausen, sind sie besonders gram, jagen sie zu Pferde, und tödten sie durch schwere Peitschenhiebe. Die Haut wird benutzt. Füchse, Gemsen, Schakals, wilde Esel und Pferde, Antilopen und Hirsche dienen ihrer Jagdlust zur Sättigung, sie richten Hunde und gezähmte Adler zur Jagd ab. Diese großen starken Vögel müssen, dem Jäger

folgend, den gejagten Thieren mit den Klauen nach den Augen greifen, und dadurch ihre Niederlage befördern.

Die Peitsche kömmt bey den Kirgisen selten aus der Hand, und ist in und außer dem Hause gefürchtet. Zum Krieg und zur Jagd waffnen sie sich mit Bogen und Pfeilen, Lanzen, Säbel und Flinte. Sie üben sich frühe mit diesen Waffenarten, und haben den Ruhm guter, flinker, ferntreffender Schützen. Sie wissen selbst Schießpulver von weißer und schwarzer Farbe zu bereiten.

Unterschied der Stände ist bey den Kirgisen wenig bemerkbar, der Fürst und der Reiche führen gleichen Wandel, geben sich der gleichen Beschäftigung, gleichen Genüssen hin, wie der ärmere, und frey ist bey den Kirgisen einer so gut wie der andre. Der Reiche hat nur mehr Ueberfluß an allem, und in die Reihe der Vornehmen tritt jeder, sobald er reich wird; daher herrscht brüderlicher Verein unter den Stammesverwandten, und keiner drückt den andern. Sie üben gegenseitig Pflichten der Treue und des Wohlwollens aus, und wäre ihr Betragen gegen fremde Völker, wie unter sich, der Menschenbeobachter würde, wenn er sich ein Bild davon entwirft, besser befriedigt werden. Man hat Züge an ihnen bemerkt, die in unserem gebildeten Europa selten seyn möchten. Damit ich einen nur anführe; wenn ein Kirgise durch glückliche Ereig-

nisse seine Heerde schnell vermehrt und dadurch seinen Reichthum vergrößert sieht, so eilt er ärmeren von seinen Landsleuten beträchtliche Geschenke an Vieh zu machen. Dem einen und dem andern legt er wohl dafür die Pflicht auf, bisweilen auf seine Heerde ein wachsames Auge zu haben, allein größtentheils ist sein Geschenk ganz uneigennützig, es knüpft aber das Band zwischen ihm und den Beschenkten fester. Stößt dem Geber nach langem Zwischenraum Unglück zu, leidet er Verlust an Vieh durch Seuchen oder Raub, sogleich führen ihm die einst Beschenkten neue Heerden zu, ohne Rücksicht, ob sie selbst einen großen Theil ihres Vermögens dadurch verlieren. Noch auf ihre Kinder erbt das wechselseitige Wohlwollen fort.

Wie gesagt, gegen andere Völker zeigen sich die Kirgisen hassenswerth. Betrug und Tücke scheinen ihnen erlaubt, ihr Wort gilt nichts, und was ihnen List nicht gewähren kann, verschaffen sie sich durch Räuberey. Kleine Schaaren geübter, wohlberittener Krieger rotten sich zusammen, fällen ungewarnt fremde Gebiete an, und rauben Vieh und Geräthschaften, Waaren und Menschen. Die Geraubten werden Knechte, sind aber sehr gut gehalten, und als Theile der Familie geachtet, so lange sie nicht auf dem Bestreben zu entfliehen ertappt werden. Alsdann warten ihrer harte Strafen. Selbst das russische Gebiet bleibt nicht verschont, und ihre Angriffe sind oft so unerwartet, so plötzlich, ihre Rückzüge, der Beute ungeachtet, so über-

dacht und schnell, daß sie selten erwischt, und für ihre Frechheit und Tollkühnheit bestraft werden können. Auch greifen sie alles sehr schlau an, plündern z. B. nur in Gegenden, die von ihren Heerden schon verlassen sind, damit dem Gegner die Mittel fehlen, sich zu rächen an des Räubers Heerden und Hauswirthschaft. Es scheint sogar oft, daß der Wunsch, sich muthvoll, kräftig und gewandt in Waffen und listigen Ränken zu zeigen, größere Veranlassung zu diesen Raubzügen geben, als selbst der Drang nach Beute. Am schlimmsten würden die großen Handelszüge (Karawanen), welche auf ihren Wanderungen aus Asien nach Rußland, mit reichen Spezereyen beladen, über die Kirgisischen Steppen reisen, behandelt werden, wenn sich die Karawanenführer nicht mit den Stammeshäuptern der Kirgisen abfänden, und durch eine freywillige Abgabe von 10 bis 12 Thalern Werths für jedes ihrer beladenen Kameele sich sicheres Geleite verschafften. Es werden ihnen einige Kirgisen zur Begleitung mitgegeben, und unter deren Schutz durchziehen jene ungehindert das weite Gebiet. Aus Räubereyen entstehen häufig Kriege mit benachbarten Volksstämmen; jeder Kirgise ist alsdann Soldat, und folgt seinen Anführern, Stammsältesten mit Muth und Lust. Jeder hat alsdann ein Streitroß und zwey oder drey Handpferde, denen er seinen Mundvorrath und sein Gepäcke aufladet. Das Streitroß wird sehr geschont, bis zum Gefechte, es ist das beste und muthigste von seiner Heerde, und der Angriff ist stets rasch

und geltend. Es sind leichte Truppen, heute hier, morgen weit weg, ohne Zelte, ohne Kanonen, Wagen und Gepäcke, wodurch die Bewegungen eines Heeres aufgehalten werden; es sind Freybeuter, und als solche wirklich furchtbar. Die dem russischen Monarchen unterworfenen Horden stellen statt Tributs Mannschaft im Kriege gegen des Reiches Feinde, und in dem neuesten noch, den der Friede von Tilsit geendigt hat, sind auch Kirgisen aus ihren asiatischen Steppen bis nach Polen vorgedrungen, und haben mitgewirkt, die Ehre der russischen Waffen zu behaupten.

Zwar ist ihr Verstand noch sehr eingeschränkt, aber in allem, was zum Bedarf im Hirtenleben gehört, zeigen sie Erfahrung und Kenntnisse, und würden Fortschritte machen, geläng' es nur erst, sie des unstäten Wandels zu entwöhnen. Sie verstehen die Zubereitung des Leders, und aller Arten von Pelzwerk, sie schmieden Eisen, und verfertigen sogar Silber- und Goldarbeiten zum Schmuck der Frauen, aber freylich ihre Arbeiten halten keine Vergleichung mit europäischen aus, und unsre künstlichen Manufakturwaaren übersteigen ihre Begriffe weit. Sonst hatten ihre Schießgewehre keine Schlösser, sondern nur ein Zündloch im Laufe, sie bedienten sich eines Lunten, um abzufeuern, und mußten daher das Gewehr aufstützen; dennoch fehlten sie selten, auch vermuthe ich nur, daß ihnen durch den Einfluß Rußlands jetzt europäisch eingerichtete Gewehre zugeführt worden seyen. Der Spe-

kulationsgeist des Kaufmanns ersetzt für dergleichen Halbwilde, wenn nur etwas bey ihnen zu verdienen ist, das, was sie selbst sich nicht verschaffen können; durch Tauschhandel mit Häuten aller Art, mit Pferden und Schaafen wächst ihnen von Jahr zu Jahr mehr zu an Dingen, die sie sonst nicht kannten, und wozu ihre Sprache keine Benennungen hat, und so wird der Umgang mit dem gewinnlustigen Nachbar allmählich der Grund eines höhern Grades von Cultur bey einem bisher rohen Volke. Schon begnügen sich die Großen und Vornehmsten unter den Kirgisen nicht mehr mit dem gemeinen Filzzelte, schon hat man ihnen festere, hölzerne Häuser gebaut, und darin alles anzubringen gewußt, was der europäische Luxus für die Bequemlichkeit und Pracht erfunden hat. Der Kindersinn der Menschen wird so ein Band, das Volk an Volk näher knüpft.

Branntwein und Taback sind Lieblingsgenüsse für die Kirgisen, und in beyden überschreiten sie häufig Maaß und Ziel. Ihre müßige Zeit wird in Trinkgelagen verbracht, wobey die Tabacks-Wolke die Zecher einhüllt. Auch schnupfen sie stark, und diesen doppelten Gebrauch von dem fremden Kraute machen auch ihre Frauen und Mädchen.

An eine zusammengesetzte Regierungsform ist bey einem so wilden Hirtenvolke nicht zu denken, jeder Stamm wählt sich ein Oberhaupt, und gehorcht die-

sem ungefähr in dem Verhältniß wie Kinder ihrem Vater. Das Herkommen vertritt die Stelle der Gesetze. Dreymal im Jahre sind allgemeine Volksversammlungen, und an diesen entscheiden die sämmtlichen Stammeshäupter unter Vorsitz des Chans, des obersten Anführers im Kriege, alle Streitigkeiten, die in den Stämmen obwalten, hören Klagen an, und sprechen Urtheile.

Aerzte giebt es bey den Kirgisen nicht, überhaupt wenige Krankheiten; dem Umgang mit den Europäern schreiben sie nicht mit Unrecht die Mittheilung einiger sehr schlimmen zu. Die Kinderblattern sind ihnen oft schon sehr verderblich geworden, aber ihr Abscheu dafür ist auch so groß, daß sie alle Blatterkranke sogleich ausstoßen, sie nur aus weiter Ferne mit Speise versehen, und wenn sie sich dennoch den Zelten zu nahen wagen, solche eher mit Pfeilen tödten, als ihre Annäherung dulden. Statt der Aerzte hat der Aberglaube die Zauberer in großes Ansehen bey den Kirgisen gesetzt; diese, eine Art von Schamanen, durch betäubende Getränke gleichsam toll geworden, beschwören die bösen Geister, weissagen aus den Sternen und aus den Körpern der für ihren Endzweck geschlachteten Thiere, auch die Opferflamme, welche die Opfer verzehrt, ist für ihr Geschäft bedeutend. Hausmittel sind dabey in steter Anwendung bey Krankheiten, und oft gebührt ihnen der Dank, den sich der betrügerische Zauberer zulegt.

Die von ihren Aeltern verkaufte Braut wird mit Pferden und Schaafen bezahlt, und oft ist, für Reiche und solche, die schon viele Weiber haben, der Preis hoch. Die Trauung geschieht nach den Vorschriften der Lehre Muhameds.

Nach den Vorschriften derselben behandeln sie auch ihre Todten. Eine schwarze Fahne wird als Trauerzeichen auf dem Zelte des Verstorbenen ausgesteckt; die Freunde desselben versammeln sich und beklagen seinen Verlust; jeder erhält zum Andenken ein Stück von desselben besten Kleidern, und über dem Grabe werden Steine aufgehäuft, und oben auf wird eine Lanze gesteckt, das Andenken des Kriegers zu ehren.

Eine kleine Nachlese zu dem Gesagten, wird diesem Gemälde noch mehr Haltung verschaffen; hier ist sie.

Der einzelne, unbewaffnete Fremdling darf furchtlos in die Hütte des Kirgisen treten, er findet die gastfreyeste Aufnahme; er mache ein kleines unbedeutendes Geschenk, eine Pfeife voll Taback, er ziehe seine eigne Pfeife heraus und rauche, und sogleich darf er thun wie zu Hause. Die beste Stelle in der Hütte ist sein, und niemand fügt ihm Leides zu. Kann er ein paar Nähnadeln und einen Fingerhut für die Frau vom Hause dran setzen, so hegt und pflegt ihn diese wie die Mutter den Sohn.

Wird das Essen aufgetragen, und der fremde Mann kauert sich wie der Kirgise an der Schüssel hin und speißt wie dieser ohne Gabel und Löffel mit der Hand, so gilt er als Bruder und wird hochgerühmt. Man nennt ihn Baschlik (Anführer), oder gar Törö (Chan), und ehrt ihn diesen Benennungen gemäß.

Ich finde in den Reisebeschreibungen häufige Lobeserhebungen des Betragens der Kirgisen gegen den ruhigen Fremdling, Bestätigungen des Satzes, daß auch der zügelloseste Räuber unter Nazionen, die noch dem Naturstande näher sind, edler Gefühle fähig sey.

Bey den Kirgisen wird die Todesstrafe an Mördern auf eine eigene Art vollzogen. Man legt ein Stück Holz quer über den Rücken von zwey Kameelen, und knüpft den Verbrecher daran auf. Nur bey großer Strenge der Stammshäupter wird Todesstrafe erkannt, Entschädigung an Pferden, Schaafen, reicht meistens hin, selbst Mord, oder Diebstahl zu versühnen.

Das Andenken an verstorbene Freunde und Verwandte ist bey den Kirgisen hoch geehrt; wenn sie bey den Grabhügeln derselben vorbey reiten, steigen sie ab, und beten knieend lange Gebete.

70.

71
72.

Die Aegypter.

Tafel. XVII. Figur. 70. 71. 72.

Aegypten, im Norden von Afrika, erstreckt sich vom 22sten Grade nördlicher Breite bis zum 32sten, und vom 45sten Grade östlicher Länge bis zum 52sten. Des Landes Grenzen sind in Norden das Mittelmeer, in Osten Arabien und der arabische Meerbusen, in Süden Nubien, in Westen Barka und die große Wüste; sein Flächenraum wird sehr verschieden angegeben, von einigen nur auf 4000, von andern auf 6250, und wieder von andern gar auf 8793 Quadrat-Meilen bestimmt. Kaum 800 Quadrat-Meilen sind angebaut. Drey, größtentheils kahle, unfruchtbare Gebirge ziehen an Aegypten und durch dasselbe hin, das eine, den arabischen Meerbusen entlang, von Süden nach Norden; zwey Gebirgketten verfolgen zu beyden Seiten, aber auf 2 bis 3 Meilen entfernt, die Uferkrümmungen des Nils, des einzigen Stromes im Lande der seinen Lauf von Süden nach Norden nimmt, und indem er alljährlich sein Bett weit übertritt, Fruchtbarkeit und Gedeihen verbreitet. Aber nicht in jedem Jahre erhält sein Wasserstand gleiche

Höhe, und darum wird auch das Land nicht immer in gleichem Grade fruchtbar; um voraus Einrichtungen bey zu befürchtendem Mangel oder bey zu hoffendem Ueberfluß machen zu können, giebt es einen Nilmesser, eine Säule, deren Flächen in Grade getheilt sind, die das Steigen und Fallen des Wassers andeuten. So sehr viel hängt von diesen Anschwellungen des Stromes ab, daß, wenn diese nur 16 Ellen erreichen, die Güterpachter von der Bezahlung des Pachtgeldes für das nächste Jahr frey sind, wenn hingegen der Stand des steigenden Wassers 22 Ellen ausmacht, allgemeine Freude die gewisse Aussicht auf ein gutes Jahr vorher andeutet. Wird sein Stand noch höher, so zögert der Abfluß des Wassers und die nothwendige Bestellung der Felder leidet.

Aegypten hat bedeutende Seen, worunter der Karun, der größte, einen Umfang von 24 bis 30 Meilen hat. Auf seiner Oberfläche setzt sich eine, zum Einsalzen der in dem See gefangenen Fische brauchbare Salzrinde ab. Berühmt sind auch die Salz- und Natronseen in der Wüste des heil. Macarius. Nur in den 3 kühlen Monaten sammelt sich darin röthliches Wasser bis auf eine Höhe von 6 Fuß; in der heißen Zeit verdünstet dieß, hinterläßt eine dicke Rinde von Salz und erzeugt viel Natron, welches letztere fleißig gesammelt, und zu mancherley Gebrauch benützt wird. Man macht daraus Seife, Glas, bleicht Leinewand, giebt dem zur Speise bestimmten Fleisch dadurch größere Zartheit, u. s. w.

Wenn nun der Nil seine wohlthätige Feuchtigkeit verspendet, so ist Aegypten reich an allen Erzeugnissen des Bodens, die zu Befriedigung der Bedürfnisse für seine Bewohner hinreichen; auch kann es andern Völkern seinen Ueberfluß zuführen. Da wächst Reis, Waizen, Durra, Gerste; Mais für die Nahrung der Einwohner; es gedeihen die schönsten Baumfrüchte, Feigen, verschiedene Palmenarten; mehrere Heilpflanzen zeichnen sich aus, und werden ein Gegenstand des Handels, so die Sennesblätter, die Jalappe, Aloe, Coloquinten. Man findet Wein, Melonen, Arbusen, Zuckerrohr, Calmus, Flachs, Hanf, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Kardamomen, Seide, Baumwolle. In den Wäldern sind Tamarinden, Acacien, Kassiabäume. Aber an Holz zum Brennen und Bauen fehlt es, der Reiche muß seinen Bedarf weit herholen für theures Geld, der Arme sich schlecht behelfen, und durch Stoppeln, getrockneten Dünger, Schilf u. d. g. den Abgang des Brennholzes ersetzen.

Aegypten nährt Pferde, Esel, Kameele, Büffel, Schaafe, Hunde, Katzen, denen der Bewohner große Sorgfalt widmet, auch Hühner und Tauben vermehren die Zahl seiner Hausthiere; aber in den Wildnissen haussen Löwen, Tiger, Hyänen, Wölfe, Schakals, den Menschen und Heerden gefahrvoll, und der wohlthätige Nil beherbergt Krokodile, Flußpferde; in den stehenden Wassern, die er veranlaßt, leben große Schlangen und Nattern, vor welchen der Bewohner des Landes sich zu hüten hat. Gazellen, Füchse, Haasen,

und in den hohen Gebirgen Gemsen und Steinböcke dienen den Jägern zur Beute.

Die Gewässer sind reich an Fischen; unter den Vögeln gehört der Storch, der Kranich und besonders der Ibis zu den wohlthätigsten, weil sie der allzustarken Vermehrung der Frösche, Eidexen, und Schlangen steuern.

Man rechnet gegen vier Millionen Einwohner, ein vermischtes Volk, aus Kopten, Arabern, Türken, Nubiern, Syrern, Armeniern, Griechen, Magrebinen, Mamelucken, Juden, Georgiern, und Franken zusammengesetzt. Die Kopten, jetzt noch ungefähr 140,000, mittler Größe, dick, dunkelgelb braun von Farbe, mit eingedrückten Nasen, aufgedunsenen Lippen, grellvorstehenden Augen, und trübem Blick, werden für die Nachkommen der alten Aegypter gehalten. Den Arabern gefällt das Stadtleben wenig; der Freyheit ergeben ziehen sie den Aufenthalt in dürftigen Hütten auf dem Lande, Ackerbau und Viehzucht allem andern vor, und ein großer Theil lebt in patriarchalischer Hirten-Verfassung allein von der Viehzucht; jene Ackerleute arabischer Abstammung heißen Fellahs, diese Hirten Beduinen, deren Lebensweise ich meinen Lesern in dem ersten Bande dieses Werkes geschildert habe. Die Araber zusammen machen jetzt wohl die Mehrzahl im Lande aus, aber die Beherrscher Aegyptens sind die Türken. Man haßt sie, allein ihre Macht wird gefürchtet, ihre Bedrückungen sind schreiend. Juden mögen wohl 80000, in Aegypten leben,

sie schachern dort, wie überall, sind Mäckler, und auch dort wenig geachtet, vielleicht auch wenig achtenswerth. Sonst war die Zahl der Griechen in Aegypten viel stärker als jetzt, sie treiben Handel und Gewerbe wie die Armenier, die wohl zu den fleißigsten Leuten im Lande gehören. Die eingewanderten Syrer, ungefähr 5—600, drücken andre, indem sie sich durch Pachtungen der Zölle bereichern. Zu der schlechtesten Einwohnerklasse gehören Nubier und Magrebinen, die aus Westafrika herziehen, als Knechte und Soldaten Dienste nehmen, und alles für erlaubt halten, was ihnen Vortheil bringt. Zu der Mitwirkung an der Regierung des Landes haben sich die Mamelucken emporgeschwungen, eigentlich Asiaten vom Kaukasus, zu Dschingischans Zeiten als Sklaven von dem damaligen Regenten Aegyptens erkauft, und zu Soldaten gebildet. Es waren damals 12000 Mann, die sich aber bald vom Sklavenstande erhoben, meisterlos wurden, und ihren Herren Gesetze vorschrieben. Durch die Gunst der Türken werden ihnen Aemter, und Statthalterschaften zu Theil; das Höchste, was sie erreichen können, ist die Würde eines Beys. Jetzt ist ihre Anzahl sehr gering; durch die Siege der Franzosen in Aegypten ist der größte Theil aufgerieben worden. Ihrer anerkannten Anhänglichkeit wegen an ihre Herren hat Napoleon sich einige hundert auserwählt, die einen Theil seiner Leibwache ausmachen. Ihre Stellen in Aegypten, selbst der gemeinen Mamelucken, sind nicht erblich; der Sohn wird nicht wieder Mameluck, auch

das Vermögen des Vaters ist für ihn verlohren, seine Sklaven theilen sich darein; nur das mütterliche kann er erben. Alljährlich werden daher aus jenen Gegenden neue Sklaven nach Aegypten gesandt, von den Beys gekauft und in das Mamelucken-Chor aufgenommen.

Die gemeinen Leute in Aegypten setzen einen vorzüglichen Theil der Erziehung ihrer Kinder darin, ihren Körper zu stärken, abzuhärten, biegsam und geschmeidig zu machen. Als sehr junge Knaben übt sie der Vater im Reiten, Schwimmen, Ringen, Klettern; Mutter nnd Amme wirkt dazu, indem sie schon sehr frühzeitig die Glieder ihrer Kleinen oft mit Oel reiben, und nun nach Gefallen drehen und beugen. Den Beobachter setzt die körperliche Gewandheit dieser Leute, wenn sie im erwachsenen Zustande arbeiten, in Bewunderung, er sieht ein, daß solche ohne jene Vorbereitungen und Uebungen nicht erlangt werden könnte.

Man darf sagen, alle Aegypter sind mäßig im Genuß der Speisen und Getränke; die arbeitende Volksklasse lebt gewöhnlich von ungesäuertem Brod aus Durramehl gebacken; Wasser und Oel, worein der arme Mann sein Brod taucht, Zwiebeln, Reis, Melonen, Gurken, auch wohl Feigen und Datteln sind ausserdem seine Nahrungsmittel; kann er bisweilen saure Milch, oder gar an Festtagen etwas Fleisch anschaffen, so hält er sich für sehr wohl besorgt. Zwar ist kein Mangel an Fleisch und Fischen im Lande, aber auf diesen Gegenständen des Genusses liegt so hohe

Abgabe, daß der Preis stets sehr hoch bleibt. Der Reiche und Vornehme selbst theilt die Einfachheit in der Mahlzeit mit dem Armen; auch seine vorzüglichste Nahrung besteht in gekochtem Reis mit Safran gemischt und mit Tauben oder Hühnern belegt. Er läßt sich Ragouts machen, Carbonaden, Geflügel braten, genießt Melonen, gefüllte Gurken und Obst. Bey heißer Jahreszeit begnügt er sich mit Kohlarten, Hülsenfrüchten und Fischen.

Ueberhaupt richtet sich hier der Unterhalt der Menschen sehr nach der Jahreszeit, und nach den Veränderungen der Luft, und wenn z. B. der Chamsin, ein gefürchteter Südwind, weht, lebt, wer kann, fast einzig von Citronen, und viele, man mögte sagen, leben von gar nichts. Wäre er lange anhaltend, der Mensch müßte von Glut verzehrt werden, ersticken. Innerlich quält ihn ein unsägliches Brennen, die Haut schrumpft, der Körper sinkt welk zusammen, der Athem geht schwer; ihn verkündet die Blutröthe der Sonne, und umzogener Himmel; sterben muß, wen er in der Wüste findet. Ueberhaupt hat Aegypten nur zwey Jahreszeiten, Sommer, (vom April bis zum November) der fast unerträglich heiß ist, und Frühling, (in den übrigen vier Monaten des Jahres,) worin kühle Morgen und Abende sich an die noch immer sehr heißen Tage anschließen. In den südlichen Gegenden regnet es kaum alle drey Jahre, aber der nächtlich fallende Thau macht den Regen entbehrlich.

Ich kehre von dieser nöthigen Abweichung zu dem vorigen Gegenstande zurück. Die Speisen werden in Aegypten in kupfernen Geschirren zubereitet, welche

verzinnt sind, und in Schaalen von dem nehmlichen Metall auf den sehr niedrigen Tisch gestellt. Das Reisgericht steht überall in der Mitte des Tischraumes. Umher sind Teppiche und Matten ausgebreitet. Auf diesen kniend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, umlagern die Eßlustigen den Tisch, und da man dort Löffel, Gabel und Messer nicht für nöthig findet, weil alle Speisen schon vor dem Auftragen zerschnitten werden, so greift jeder mit der Hand zu. Vor und nach der Mahlzeit wird Wasser zum Händewaschen geboten. Armer Leute Tischgeschirr ist von Holz.

Wasser vom Nil ist das gewöhnliche Getränke der Aegypter, sie verbessern, reinigen es durch bittre Mandeln, und kühlen es durch Aufhängen in irdenen Gefäßen an Orten, wo starker Luftzug ist. Oft auch trinkt es der Dürstende so unrein, wie es der Strom giebt, ohne Schaden. Gegen Muhameds Gesetz wird von Reichen auch wohl Wein geschlürft, vom gemeinen Volke Busa, aus Wasser und Gerstenmehl bereitet, und durch Gährung mit berauschender Kraft begabt, getrunken. Aber Kaffee und Sorbet, Zimmtwasser, Abguß von Orangenblüthen, sind die Lieblingsgetränke der Reichen. Wo der Aegypter recht wohlbehäglich verweilen soll, muß die Kaffeetasse nicht fehlen, nicht die Tabackspfeife, und man muß ihn bey diesem Vollbesitze des Glückes im Schatten einer Laube, oder eines schönen Baumes, umgeben von seiner Katze und einigen zahmen Lieblingsvögeln, umtändelt von seinen kleinen Kindern, denen alles an ihm zu thun erlaubt ist, was einem andern theuer zu stehen

kommen würde, sehen, um ganz fühlen zu können, wie großen Werth der Mann auf seinen Besitz legt. Gerade so zeigt euch, meine Leser, Tafel XVII. Fig. 70. den Aegypter.

Die Kleidung der Männer ist die orientalische überhaupt. Wir kennen sie aus der Schilderung der Osmanen im 3ten Bande dieses Werkes, aber einiger Unterschied zeigt sich doch, und die Mode greift auch hier in die Rechte der Gewohnheit ein. Armen Leuten genügen ein langes Hemde und lange Beinkleider von Leinewand. Dieß ist selbst die Tracht der niedrigen Volksklasse in den Städten. Aber das Landvolk geht noch schlechter, ein blaues grobes Hemde, das weder Brust, noch Arme, noch Beine bedeckt, und ein kleiner, grober Mantel, sind seine ganze Bekleidung, selten trägt einer Beinkleider. Die Mütze ist von Filz oder Tuch mit rother Binde umwunden.

Nur die Reichen und Vornehmen belasten sich mit mehreren Gewändern; ihr Hemde ist von Baumwolle oder Leinewand, am Halse offen, mit weiten Aermeln. Ueber weiten langen leinenen Beinkleidern tragen sie noch weitere rothe, über leinenen Socken, statt der Strümpfe, noch lederne Socken, drüber Pantoffeln, in kühler Zeit wird der Fuß mit Tüchern umwunden, und in weite Stiefeln gesteckt. Ueber Hemde und Beinkleider kömmt die Antarie, Schlafrockähnlich aus indischem Zeuche; hierauf der Kaftan, länger noch als das vorige Kleid, von reichem Stoff; ein Gürtel, oft prächtig, umschließt es, und hält das große Messer, ohne welches sich der Mann selten zeigt. Drüber wird die Dschube ange-

legt, in Form dem vorigen ähnlich, nur wenig kürzer, von feinem Tuche. Ueber ihr in kühler Zeit ein Pelz, und über alles dieß noch das Staatskleid, der Benisch, eine Art von Mantel von feinem Baumwollenzeuche. Der Kopf ist mit einer mehr oder minder hohen Filzmütze bedeckt, die gegen ihren untern Rand zu mit feinen leinwandenen oder baumwollenen Zeuchen künstlich und zierlich umwunden wird. Durch die verschiedene Form, Höhe, Farbe und Umwickelung dieses Kopfputzes zeichnen sich Stände und Nazionen in Aegypten von einander aus, und Niebuhr konnte 48 ganz verschiedene Kopfputzzeichnungen aus Aegypten liefern, ohne, wie er selbst versichert, diesen Gegenstand erschöpft zu haben.

Alle Aegypter lassen sich die Kopfhaare abscheeren; ein kleiner Schopf auf dem Wirbel bleibt stehen, bey den Arabern finden Ausnahmen statt, aber der Bart ist allen heilig und wird sorgfältig gepflegt und beschützt.

Der größte Aufwand der Aegypter in Kleidern findet am Beiramsfeste statt. Bey den dabey angeordneten Umzügen erscheint jeder neu gekleidet, und wer viele Sklaven und Dienstleute hat, die alle auf seine Kosten gekleidet werden müssen, verschwendet damit viele Tausend Thaler.

Eben so sehr von der Tracht der vornehmen Frauen in Aegypten ist die Kleidung der gemeinen Weiber verschieden, als auffallend der Unterschied der männlichen Tracht im vornehmen und niedrigen Stande von einander ist. Meinen Lesern habe ich in Tafel XVII. Fig. 71. 72. diesen Unterschied deutlich vor Augen zu bringen gesucht.

Fig. 72 ist eine Frau aus der niedern Volksklasse. Sie trägt lange Beinkleider auf bloßem Leibe und drüber ein weites blaues grobleinewandenes Hemde mit langen, weiten Aermeln Sie umwindet den Kopf mit einem schlechten Tuch; ihre Haare hat sie in Flechten gewunden, die mit allerley Kleinigkeiten von schlechtem Metall behangen werden, von gleichem Stoff sind auch große Ringe in den Ohrläppchen und oft sogar in dem Nasenknorpel. Drüber liegt der Schleyer, mit welchem ein schmales Stück Leinewand durch Bänder so in Verbindung gesetzt wird, daß nur die Augen frey bleiben, das ganze übrige Gesicht aber nicht zu sehen ist. Von der Stirne erscheint ein kleiner Theil, allein auch dieser ist durch Schnörkel von schwarzer und blauer Farbe völlig entstellt. — Und dagegen die Modedame Fig. 71. — Wo finde ich Worte, ihren Putz zu schildern?

Nicht sehr verschieden an Schnitt sind die Kleider der vornehmen Aegypterinnen von den männlichen, aber alles ist feiner, prachtvoller. Ein seidnes, oder sehr fein mouselinenes Hemde, drüber seidene Beinkleider, wohl gar mit Gold gestickt. Ueber dem Hemde tragen sie ein langes, leichtes Atlasgewand, viele gar eines aus Gold- und Silberstoff, das der Gürtel zusammen hält, und über dieses wird ein herrlicher langer Pelz mit kurzen Aermeln angelegt. Um auszugehen, wird ein Mantel von Leinewand übergeworfen, und die ganze Figur endlich mit einem schwarzen seidenen Schleyer bedeckt, der bis auf den Boden reicht. Der Kopfputz ist mannichfaltig, und mit Federn, Perlen und Edelsteinen geziert; den Haaren

bleibt entweder ihre natürliche Freyheit, oder man flicht sie in zarte Flechten, womit das Kopftuch besteckt wird. Oft sind an den Enden der Locken Goldstückchen festgenäht, die bey jeder Bewegung klingen.

Große schwarze Augen gelten bey den Aegypterinnen für vorzügliche Schönheit, sie suchen die ihrigen noch dadurch zu erheben, daß sie Augenbraune und Augenlieder schwarz färben. Rothgemalte Hände und Nägel werden für wesentliche Vorzüge gehalten, und eher mag irgend etwas anders an dem Putze der Aegypterinnen, selbst der Armen, fehlen als diese Schminke. Diese rothe Farbe ist aus den zu Staub zerriebenen Blättern des Baumes Henne zubereitet. Köstliche Salben machen die Haare glänzend, das Gesicht und oft der ganze Leib werden mit Rosenwasser gewaschen.

Reinlichkeit des Körpers ist eine Hauptsorge der Aegypterinnen.

Die Wohnungen in Aegypten sind nach der Lage und den Glücksgütern ihrer Besitzer verschieden; während in Oberägypten ganze Familien in alten Begräbnißgrotten und Felsenhöhlen leben, die Araber mit ihren Zelten, die Fellahs mit ganz schlechten Lehmhütten, auch die ärmern Stadtleute mit niedrigen ungesunden Wohnungen sich begnügen, so artet die Ueppigkeit der Reichen und Vornehmen auch in dem Bau ihrer Häuser aus. Sie umfassen weite Räume, und verbergen in ihren inneren Theilen prächtige, kühle, räumige Säle von Marmor, mit künstlich angebrachten Springbrunnen und Wasserbehältern in der Mitte. Kostbare Teppiche und

Polster bedecken und zieren den Fußboden, und bey aller Einfachheit fehlt nichts, was zur üppigsten Bequemlichkeit erfordert werden könnte. Reichthum prahlt auch hier wo er kann. Die Wohnungen der Frauen sind von den übrigen im Hause sehr abgesondert, jede macht ein kleines nettes Ganze aus, und keine hat nöthig sich mit einer andern von ihres Mannes Frauen in Gemeinschaft einzulassen; jeder Frau ist eine eigne völlige Haushaltung zugewiesen, die sie mit ihren Sklavinnen inne hat. Alle ägyptische Häuser haben platte Dächer, oft mit zierlichen Geländern umgeben, mit Blumen und Wohlgeruch-verbreitenden Bäumen besetzt. Gärten mit schattigen Lauben sind nahe an den Häusern angelegt, von hohen Mauern umgeben.

So einfach in den ägyptischen Häusern das Hausgeräthe ist, eben so einfach, und nur zum höchsten Bedürfniß in nöthiger Anzahl, sind auch andre Gegenstände des Hauswesens vorhanden. Wir überfüllen Zimmer, Kammern, Küche, Böden mit Mobilien und Geschirr, der Aegypter ist auch darin weit mäßiger, und viele von unsern Bedürfnissen kennt er nicht.

Die Geschäfte des Hauswesens im Innern betreiben die Frauen, und selbst die Vornehmsten nehmen daran Theil. Sind diese besorgt, so wird die übrige Zeit in den Zimmern der Frauen durch Musik, Gesang, Scherz und Spiel vertändelt. Besondre Mädchen, in den Künsten der Gefallsucht geübt, Tänzerinnen, Dichterinnen, Erzählerinnen zugleich, werden gerufen und für ihre Unterhaltung bezahlt, oder man nimmt Besuche

von Freundinnen an, oder geht, von Sklavinnen gefolgt, kostbar geschmückt, aus, Besuche zu machen. Die öffentlichen Bäder für Frauen werden häufig besucht; überhaupt darf zweymal in der Woche auch der eifersüchtigste Mann keine seiner Frauen stören, tief verschleyert, auszugehen. Desto ernster, trockner ist die Unterhaltung der Männer, nirgends regt es sich so, wie bey uns, in den Kaffeehäusern, in den häufig besuchten Bädern, und bey Besuchen; allenthalben herrscht Stille, Ruhe, in deren Genuß der Aegypter großen Werth setzt. Jeder Aegypter ehrt den Vaternamen und hält sich für glücklich, wenn er Vater einer zahlreichen Familie ist. Wenn es seine Umstände erlauben, wird keiner versäumen, von der Erlaubniß seiner Gesetze, mehrere Weiber zu haben, Gebrauch zu machen. Gewöhnlich sind zwey, auch vier Frauen, mehrere nur bey sehr Vornehmen zu finden; sie kosten viel, müssen erkauft werden, und verschwenden große Summen in nichtigem Putz. Der Arme hat nur eine Frau. Die Mutter nährt das Kleine mit ihrer Milch, und im gemeinen Leben fallen alle Verzärtelungen weg, weniger bey Vornehmen. Mädchen werden früh in der Kunst, zu gefallen, geübt, Knaben, wie ich oben berührte, im Reiten, Schwimmen, Fechten, und in allem, was Geschmeidigkeit und Kraft dem Körper giebt; aber Wissenschaften und schöne Künste werden vernachlässigt. Man vertändelt lieber die Zeit, als sie zu ernstem Nachdenken und Geschäften zu verwenden, und wer nicht muß, rührt sich auch zu keiner Arbeit.

In verschiedenen Gewerben, Weberey, Schmidarbeit, u. d. g. ist der Aegypter nicht ungeschickt. Zwar in der Hauptstadt ist eine hohe Schule für Religion, Weltweisheit, Astronomie; aber die Religionslehrer sind Elende, die sich selbst mit Magie und Zaubereyen abgeben, ihre Sternkundige sind Sterndeuter, die Philosophen suchen den Stein der Weisen, und die ganze Einrichtung des Instituts taugt nichts. Der Aberglaube herrscht allüberall; Drang nach sinnlichen Vergnügungen, Dünkel und Wahn verdrängen den Keim des Bessern; der Aegypter bleibt durchaus ein Sklave und ist seiner Ketten werth. Ausnahmen machen Griechen, die recht herzlich nach bessernden Aenderungen sich sehnen. Muhameds Lehre ist die herrschende, und die Kopten, griechische Christen, zeigen sich tief versunken in Aberglauben und Verderbniß. Ueberhaupt ist in keinem Lande leicht allem Laster der Zügel so frey hingegeben, wie in Aegypten; denn nichts Schändliches läßt sich denken, das dort nicht in Uebung wäre. Die Geistlichkeit geht mit entehrendem Beyspiel voran, auch sie läßt sich zu elenden Gaukelspielen herab, um das Volk zu bethören.

Arabisch ist die eigentliche Landessprache, Kaufleute sprechen auch schlecht italienisch; die koptische und griechische Sprache wird bey den Christen bey Gottesdienstlichen Handlungen angewendet, auch hört man türkisch sprechen.

Im Allgemeinen zeichnen Beobachter den Charakter des Volkes mit schlechten Zügen, sie nennen die

Aegypter geizig, heuchlerisch, diebisch, verrätherisch, feige, träge, versunken in Laster.

Oeffentliche, buhlerische Tänzerinnen, Gaukler, Seiltänzer, Zauberer, Schlangenfresser belustigen das Volk; an hohen Festtagen werden Beleuchtungen und Feuerwerke veranstaltet. Hochzeitfeste werden auf gleiche lermvolle Art wie bey den Osmanen begangen; oft schon im 10, 11ten Jahre sieht man Mädchen in den Frauenstand treten. Die Kopten taufen ihre Kinder, die Muhamedaner weihen sie durch Beschneidung zu Mitgliedern ihrer Religion. Krankheiten werden schlecht behandelt, und die schrecklichste von allen in Aegypten ist die Pest. Todte werden mit äusserster Sorgfalt gereinigt, mit wohlriechenden Wassern begossen und beerdigt.

17 L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lang, Carl, 1766-1822

Abriß der Sitten und Gebräuche aller Nazionen, oder kurze Darstellungen der merkwürdigsten menschlichen Wohnpläze, Beschäftigungen und Gewohnheiten in den fünf Theilen der Welt
Bd.: 5

Nürnberg (1818)

Geo.u. 212-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429607-0